



MICHAEL ZELLER

Abhauen!

Protokoll einer Flucht

Erzählung



MICHAEL ZELLER

Abhauen!

Protokoll einer Flucht

Rote Katze Verlag

MICHAEL ZELLER

Abhauen!

Protokoll einer Flucht

Erzählung



Rote Katze
VERLAG

1.

Oft hatte ich Mutter so nicht erlebt. Nur in selten glücklichen Augenblicken ihres Lebens. Länger nie.

Etwas hatte sich gelöst im Gesicht, auch im Sprechen des Körpers, dieses eingeschrumpften, verbogenen Rumpfes. Die Spannung schien gewichen, die sich so oft in ihren allseits gefürchteten Hassausbrüchen entladen hatte, wenn sie wieder einmal Gott und die Welt verfluchte, Lebende wie Tote, wegen ihres fehlgegangenen Lebens. Ich schob es auf die regelmäßige Kost des Krankenhauses, dass Pölsterchen ihr Gesicht rundeten und die Falten um den Mund, unter den Augen dabei eingeebnet hatten. Aus diesen Augen drang jetzt, jenseits der Trübheit des Grauen Stars, eine Ruhe, von innen. So hätte ich Mutter mir immer gewünscht. Selbst das Knibbeln an den Fingernägeln, an der Nagelhaut, war vorbei.

Der zweite Schlaganfall vor wenigen Tagen, kurz vor ihrem achtzigsten Geburtstag, hatte offenbar auch das Unruhezentrum in Mutters Gehirn berührt. Der Altersschwachsinn, der fröhlich aus ihr herausleuchtete, wie sie dalag in den hohen weißen Klinikissen, war jetzt offenbar geworden. Als ich ihr beim Erzählen zuhörte, begriff ich, dass sie nicht mehr beim Wort zu nehmen war. Merkwürdig – Mutter kam mir dadurch näher. Ich durfte sie jetzt gelten lassen als einen Menschen, dessen Gedanken nicht mehr gehorchen. Dafür gab es jetzt andere Regeln als bisher. Sie waren mir vollkommen unbekannt. Sollte der Krieg der Worte zwischen uns ausgestanden sein? Eine eisige Spur von Trauer zog durch mich. Dass auch

Erleichterung dabei war, konnte ich mir kaum eingestehen. Und dann gab es auch wieder helle Momente bei Mutter zwischendurch, in denen sie ansprechbar schien wie immer.

Ich versuchte mich der neuen Lage anzupassen. Beim Sprechen achtete ich ab jetzt viel stärker auf meine Stimme, modulierte sonor und weich und einschmeichelnd. Das, was ich sagte, sollte als beruhigender Klang bei ihr ankommen. Wer konnte sagen, was sie vom Inhalt noch verstand? In diesem Ton, vermutete ich, hätte ich ihr auch einen Leitartikel über den Krieg im Irak vorlesen können, der vor Tagen ausgebrochen war, oder über andere Reizthemen. (Politik war immer das erste Minenfeld unseres Streitens gewesen.) Oder wäre es nicht noch viel passender, ihr »La Le Lu« ins Ohr zu summen, »nur der Mann im Mond schaut zu ...«, die Lieder, die wir gemeinsam gesungen hatten, als ich weder lesen noch schreiben konnte, und die sich mir gerade deshalb so untilgbar ins Gedächtnis gegraben haben?

Die Zeitungen, die Freunde und Bekannte Mutter ins Krankenhaus mitbrachten, fand ich jeden Morgen unbenutzt vor. Selbst ihr so geliebtes »Goldenes Blatt« oder »Frau mit Herz« und wie die Postillen alle hießen, mit denen sie in den letzten Jahren ihre Weltneugier gestillt hatte, rührte sie nicht mehr an. Sie schaute das bunte Heft an, wenn ich es ihr hinschob, aber sie schüttelte den Kopf dabei, leicht, doch entschieden genug, dass kein zweiter Versuch mehr infrage kam.

Was sie dagegen las, voller Eifer, wenn sie in ihren Stuhl saß, im Morgenmantel aus Frottee, war das Telefonbuch. Diese Lektüre allerdings geriet so heftig, dass die Krankenschwestern ihr nach wenigen Tagen den Lieblingstext wegnehmen mussten. Denn jedes Mal, wenn Mutter

auf einen ihr bekannten Namen stieß, riss sie die ganze Seite raus und umrandete den Namen dick mit dem Kugelschreiber. Diese fünf oder sechs Blätter trug sie im Morgenrock mit sich herum, faltete sie immer wieder auf und studierte sie aufs Neue. Bis sie auf die wenigen Namen stieß, die ihr etwas bedeuteten. Ständig brachte sie sie durcheinander oder vergaß sie, musste nachschauen.

Dann leuchtete ihr die Freude aus den Augen, sobald sie die Namen gefunden hatte. Als wären es die Menschen selbst. Sie steckte die Telefonbuchblätter klein gefaltet zurück in die Taschen, um sich nie mehr davon trennen zu müssen. Nach ein paar Augenblicken geriet sie in Panik, als sie die Blätter auf dem Nachttisch nicht vorfand, griff in den Mantel, erlöst, legte sie jetzt dort ab, die zerzausten Seiten, strich sie glatt mit ihrer gichtkrummen Hand. Dann war sie wieder für eine Weile zufrieden. Im Suchen nach den Namen saßen Reste der Unruhe, die sie bedrängten. Geschrumpft auf die wenigen Meter zwischen Stuhl und Kopfende des Bettes.

Mit den Krankenschwestern kam Mutter überraschend gut aus. Je jünger sie waren, desto besser. Ausländische Schwestern erregten ihre besondere Neugier, ja eine Art Zärtlichkeit, wie gegenüber Kindern. Die junge Frau von den Philippinen fragte sie immer wieder, ob sie tatsächlich aus Italien komme. Auch Italien kannte Mutter nicht, aber es war ihr doch eine Spur vertrauter. Und sie war beliebt beim Personal. Ihr clowneskes Talent, die burschikose Art, Menschen direkt anzusprechen, mit ihnen zu scherzen, ihr rheinischer Mutterwitz kamen ihr dabei zugute. Es war viel Lachen um sie herum.

Mit diesem theaterreifen Mutterwitz hatte sie vor einem halben Leben sogar eine deutsche Beamtenseele weich-

geschmolzen. Es war ihr damals, in den frühen fünfziger Jahren, gelungen, sich in ihrem Personalausweis um vier Jahre jünger zu machen, sodass sie auch jetzt hier im Krankenhaus mit dem gefälschten Geburtsjahr 1915 aufgenommen worden war.

So gut Mutters Verhältnis zu dem Personal war: Mit dem Arzt gab es Schwierigkeiten. Als ich sie nach ihrer Einlieferung zum ersten Mal besuchte, beschwerte sie sich bei mir sofort, dass sich bisher noch kein Arzt bei ihr habe blicken lassen. Einfach liegen gelassen werde sie hier, keiner kümmerge sich um sie, außer diesen netten, jungen Dingern. Eine komme sogar extra aus Italien.

Natürlich glaubte ich ihr kein Wort. Als ich dann im Stationszimmer vor dem Arzt stand, verstand ich, warum er von Mutter nicht wahrgenommen worden war. Der Arzt war eine Frau. Eine ziemlich junge Frau, groß, kräftig, mit deutlich ausgeprägten weiblichen Formen. Dergleichen hatte Mutter nie gemocht (gelinde gesagt), und Frauen kamen als Ärzte für sie ebenso wenig in Betracht wie als Politiker. (Ihre Hassausbrüche gegenüber Politikerinnen jeder Couleur waren von einer derart kreatürlichen Wucht gewesen, wie sie der verbohrteste Mann im Stammtischrausch kaum überbieten könnte.)

Deshalb also gab es in Mutters Logik keinen Arzt auf der Abteilung, der nach ihr schaute. Dafür fragte sie mich jedes Mal, wenn der Krankenpfleger auftauchte, in seinen Turnschuhen, ein schlecht rasierter Jüngling, das schütterere Haar zu einem langen Zopf gebunden, ob das der Herr Professor oder gar der Klinikdirektor sei. Nachdem ich einige Mal verneint hatte, gab ich einfach nach.

»Ja, das ist der Herr Professor.« Alle hatten wir unseren Spaß dabei. Mutter freute sich über den hohen Besuch, und der Zivi grinste. Wieso sollte ich da nicht mitlachen?

Wenn auch jeder sein eigenes Lachen lachte, so taten wir's doch gemeinsam.

Beim Essen hatte Mutter alle Mäkeleien, die ich erwartet hatte, abgelegt. Sie waren herabgesunken in ihr wie so vieles andere auch. Obwohl sie sich als Vegetarierin verstand, aß sie die Fleischportionen mit großer Gier in sich hinein, knetete die Nudeln oder Kartoffeln in die dicken braunen Soßen und schaffte Mahlzeiten, an denen auch ich genug gehabt hätte.

Sie schien vollkommen ausgehungert zu sein. Ab zehn Uhr schon wurde sie unruhig, nahm die Wanderungen auf zwischen Nachttisch und dem Stuhl am Fenster, suchte hektisch nach den Telefonbuchblättern und fragte mich alle drei Minuten, wann endlich das Essen komme. Man habe sie schon wieder vergessen. Es sei doch längst über zwölf hinaus. Als ich ihr die Uhrzeit sagte, glaubte sie mir nicht. Sie lief hinaus auf den Gang, rief »Hallo, Hallo!«, bis jemand der dahineilenden Pfleger bei ihr stehen blieb, und fragte mit unleidlich fordernder Stimme, wann denn heute endlich das Essen komme.

Als die Mahlzeit endlich vor ihr stand, schob sie das Tablett mit den grau bedeckten Tellern weg von sich und nörgelte, sie habe sowieso keinen Hunger. Ich solle das essen.

Das erste Mal war ich noch ungeduldig gewesen mit ihr und hatte schroff abgelehnt (umso schroffer, als ich tatsächlich hungrig war und gern etwas gegessen hätte). Ich deckte die Teller ab, richtete ihr das Tablett, den Sitz und forderte sie auf, jetzt solle sie doch bitte essen. Ich hörte selbst, dass meine Stimme dabei überhaupt nicht weich und lieblich tönte. Mutter jammerte weiter. Das sei doch für mich bestimmt, sie habe sowieso keinen Hunger. Damit sie sich nicht länger drücken konnte, verließ ich das

Zimmer und kam nach zehn Minuten zurück. Unberührt standen die Teller auf dem Tablett. Mutter weinte. Sie weinte mit vollem Mund. Neben ihr lag eine aufgerissene Packung Plätzchen.

Jetzt hatte ich begriffen.

Am nächsten Mittag schlug ich ihr vor, dass wir heute gemeinsam äßen. Sie sollte nur erst einmal alleine anfangen. Ich schnitt ihr das Putenschnitzel vor, die eine Hälfte, und bat sie aufzustehen, damit ich ihren Stuhl ordentlich an den Tisch heranrücken konnte. Noch im Stehen aß sie schon. Sie aß nicht, sie schlang. Noch ehe der Mund leer war, schob sie die nächste Gabel nach. Im Nu war der Teller blank. Mutter legte die Gabel hin, nahm sie sofort wieder auf, kratzte die Soße zusammen. Also schnitt ich ihr den Rest klein. Im Nu war auch der verschwunden, gleich noch der Nachtsch.

Ausgehungert. Wie eine Ausgehungerte hatte sie das Essen in sich hineingeschlungen. Nur einmal bot sie mir an mitzuessen, halbherzig, flüchtig, vergaß es schnell, gabelte gierig weiter, bis alle Teller blank waren. So viel aß sie zu Hause nie, seit Jahren schon nicht mehr. Die nächsten Tage ging es ebenso. Einmal nur schob sie den Hackbraten weg. Ich hatte vergessen, ihn mundgerecht vorzuschneiden. Ihr Gesicht verzog sich in Ekel vor dem Batzen Fleisch. Ich machte ihr Häppchen, lockte sie, sie müsse auch nur drei Gabeln davon nehmen, den Rest äße dann ich. Sie aß und aß, bis kein Krümel übrig geblieben war.

Zum ersten Mal nahm ich bei diesen gemeinsamen Mittagessen so etwas wie Dankbarkeit an Mutter wahr. Obwohl sie jetzt regelmäßig ihre Teller leerte, jedenfalls immer dann, wenn ich dabei war und sie bediente und auch etwas anspornte, erwartete ich doch, dass sie sich anschließend über das Essen beklagen werde, das wirk-

lich nicht vom Feinsten war, sondern der Grobküche eines Krankenhauses entsprach.

Doch kein Wort des Tadels kam je über ihre Lippen.

Nein, das Essen hier sei in Ordnung, das müsse sie sagen. Überhaupt werde sie gut versorgt. Die jungen Mädchen seien reizend, sogar die aus Italien. Alles picobello sauber. Jeden Tag werde das Bett frisch bezogen. Dass »der Arzt« sich nicht um sie kümmere, hatte sie längst verschmerzt.

»Ich fühle mich ganz wohl bei denen. Am liebsten blieb ich hier, ehrlich gesagt.« Nein, sie wolle nicht mehr in ihre Wohnung zurück. Und dem Gesicht, mit dem sie das sagte, glaubte ich viel mehr als ihren Worten, die von einer Sekunde zur nächsten ins genaue Gegenteil umkippen konnten, mit Heftigkeit verfochten. Ich musste es mir immer wieder selber sagen: Das ist nicht mehr deine launische Mutter. Das war eine leicht schwachsinnige alte Frau nach einem Schlaganfall. Ich war selbst ruhiger geworden und konnte deshalb weicher zu ihr sein.

Ja, in diesen Krankenhaustagen verhielt ich mich Mutter gegenüber entspannter denn je. Als wäre ich befreit, seit ihre Worte nicht mehr galten. Andere Angehörige der Familie und Freunde schreckten dagegen vor Mutters Verwirrtheit noch zurück und wollten sie nicht wahrhaben. Wenn ich gar von Altersschwachsinn sprach, wurde ich von der Seite angeschaut, besonders wenn ein Außenstehender dabei war: Als wäre ich für den Zustand verantwortlich, weil ich das Wort in den Mund nahm.

Magie der Sprache! Zum ersten Mal begriff ich es, nein, es drang mir durch den ganzen Körper, dass in menschlicher Frühzeit die Überbringer schlimmer Nachrichten erschlagen wurden. In den Familien haben sich Reste dieser historischen Entwicklungsstufe über die Jahrtausende erhalten. Familie ist die Vorzeit selbst, immer wieder.

Langeweile? Nein, Langeweile habe sie keine, antwortete mir Mutter. Der »Klinikdirektor« mit Zopf und in Turnschuhen hatte das Tablett abgeräumt, und wir saßen vor dem Fenster und schauten hinaus. Sie sitze gerne so da und schaue in die Natur hinaus. Tatsächlich: Sie sagte »Natur«. Meinte sie damit den verschneiten Fliederbusch zwischen Betonplatten, am Rand des Klinikparkplatzes? Obwohl ich sie stets mit dem Rücken zum Fenster sitzend vorfand, wenn ich morgens kam, wiederholte sie mehrfach die Nähe zur »schönen Natur« hier. Manchmal stellte ich die Sträube vom Nachttisch an ihren Fensterplatz (wer sie ihr mitgebracht hatte, konnte sie mir nicht mehr sagen) und drehte die Blüten zu ihr. Sie schaute flüchtig hin, sagte: »Ach, Blumen.« Dann hatte sie genug.

»Wie viel Uhr ist es jetzt? Wann kommt das Essen? Waaas? Erst elf Uhr? Das kann nicht sein!« Und sprang hoch, tappelte auf den Flur, schaute nach der großen Uhr.

»Tatsächlich. Heute ist es aber spät!«

An einem Vormittag fand ich sie in hellster Aufregung vor. Da stand ihr wieder die alte Spannung ins Gesicht geschrieben. Sie nahm mich kaum wahr, tigerte zwischen Nachttisch und Stuhl auf und ab, immer auf der Suche nach den Telefonbuchblättern, die, zerfleddert wie sie waren, neu geordnet und immer wieder studiert werden mussten. Sie wolle raus hier, aber sofort! Noch heute Abend gehe sie nach Hause, das könne sie mir sagen. Jetzt habe sie doch wirklich genug.

Was ihr denn heute über die Leber gelaufen sei, wollte ich wissen.

»Nichts. Gar nichts. Wieso denn?« Gereizte Stimme, böser Blick.

Da sie nach ihrem Schlaganfall lediglich in Morgenmantel und Hausschuhen ins Krankenhaus eingeliefert

worden war, nahm ich ihre Drohung nicht ernst. Das war wohl nur wieder eine ihrer Anwandlungen von früher, ein Stimmungstief, eine Laune des Tages.

Das Telefon. Mutter sprang auf, alarmiert. Ich nahm den Hörer ab. Eine Bekannte. Vorhin habe Mutter bei ihr angerufen. Vier Männer seien zu ihr ins Zimmer gestürmt, hätten sich um ihr Bett aufgebaut und ihr gedroht, sie müsse in ein Altersheim. Was daran denn stimme?

Gleich suchte ich die Ärztin auf. Ja, es habe am Morgen eine Visite gegeben bei Mutter, zwei Ärzte, sie, eine andere Kollegin. Und man habe ihr geraten, von hier aus doch besser in ein Altersheim zu gehen anstatt zurück in ihre Wohnung.

»Was redest du eigentlich immer mit diesem Weib?«, giftete mich Mutter an, als ich zurückkam. »Hat sie dich wieder aufgehetzt gegen mich, das Weib?«

Meine Wut, diese uralte, schluckte ich runter, wartete ein paar Sekunden, bis sie hinabgesunken wäre, achtete auf meine Stimme, mit der ich sie fragte, ob heute Morgen Ärzte bei ihr gewesen seien.

»Nein. Wieso? Was für Ärzte? Hier gibt es keine Ärzte! Seit ich hier bin, hat sich noch keiner bei mir blicken lassen.«

Sie war aufgelöst, gehetzt, böse, getrieben von Angst. Ja, das war Angst! Ihre Augen flackerten hin und her. Dann starrten sie mir ins Gesicht, wollten etwas lesen dort. Mutter spähte mich aus. Sie hatte einen schlimmen Verdacht. Ich musste meine Erinnerungen an diese Art von Blick niederhalten, um klarsehen zu können. Es war die schiere Angst, die ihr die Augen aus den Höhlen drehte. Vergiss nicht: Sie ist eine debile alte Frau, sonst nichts, ein Bündel Hilflosigkeit. Vergiss die Mutter! Ich sprach ihr beruhigend zu. Sie fing an zu weinen.

Wie es denn dem Hundchen gehe, ach Gott? Das arme Hundchen, so ganz ohne sie.

»Es geht ihm gut, du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Wirklich nicht.« Er fresse ordentlich, sei lebhaft, springe herum. Der Bruder führe ihn zweimal am Tag auf die Straße. »Ums Hundchen musst du dir keine Sorgen machen.«

»Wirklich? Belügst du mich auch nicht?«

Ich legte meine Hand auf ihre, streichelte sie.

»Ach, du bist doch ein guter Junge!« Sie trocknete die Tränen mit dem verkrümpelten Papiertaschentuch, das sie ständig in Händen hielt und mit dem sie alles, was sie anfasste, vorher und nachher abputzte. Und sie lachte wieder.

Mutter lag in einem Zweibett-Zimmer, an der Fensterwand. Ich wusste ja, wie heikel sie war, wenn Menschen ihr körperlich nahe kamen, gerade auch Frauen. Sie konnte sich im Angesicht von Fremden, die mit ihr eine Klinke benutzten oder in der Straßenbahn neben ihr saßen, regelrecht vor Ekel schütteln. Ihr Mund zog sich dann in Hass zusammen, dass es außer ihr noch andere Menschen gab auf dieser Erde. Ihr Hygienebedürfnis trug immer schon wahnhafte Züge, galt aber nur für andere. Sich selbst gönnte sie stets die größten Freiheiten, in der Überzeugung, es finde sich weit und breit kein reinlicherer Mensch als sie.

»Bei mir kann man von der Toilettenbrille essen!« war ein geflügeltes Wort von ihr gewesen, obwohl keiner je davon Gebrauch gemacht hat, soweit ich weiß. Das »Blinken und Blitzen« in der Wohnung war früher ihr ganzer Stolz gewesen. Meine Freunde in der Schulzeit, die mich zu Hause besuchen kamen (es waren nicht viele, die sich ein zweites Mal trauten), wurden von ihr mitleid-

los in Schafe und Böcke geschieden, je nachdem in welchem Zustand sie unsere Toilette zurückgelassen hatten. Ein Tropfen Wasser von der Spülung, der auf der blank polierten Brille hängen geblieben war, genügte Mutter, um den Mitschüler als »Schwein« zu titulieren und sich über sein Elternhaus auszulassen. Fremde Menschen, dies war mein Eindruck aus der Kindheit, nahm sie immer nur als Schmutzfinken und Störenfriede ihrer perfekten häuslichen Ordnung wahr.

Jetzt, hier im Krankenhaus, war davon wenig mehr geblieben. Obwohl die Bettnachbarin einen hässlichen Hautausschlag hatte, der sie Tag und Nacht in den Kissen sich herumwälzen und jammern und stöhnen und winseln ließ, ging Mutter darüber hinweg, als summted allenfalls eine Fliege im Raum. Manchmal winkte sie sogar zu der Frau rüber oder nickte aufmunternd mit dem Kopf und sagte mit gesenkter Stimme: »Ach Gott, die Arme. Da muss man ja noch froh sein ...«

Am nächsten Tag lag eine neue Patientin neben ihr: ein uraltes Weiblein, noch älter als Mutter, vollkommen eingefallen. Ohne Bewusstsein wohl hing sie an Kanülen. Das schlohweiße Haar sträubte sich wie der Flaum von Federn um ihr gerötetes winziges Gesicht. Der Mund ein Loch, durch das stoßweise und röchelnd der Atem ging. Die Lippen, von keinem Widerstand der Zähne mehr gehalten, zogen sich nach innen. Ein schlimmes Bild, zu dem es meine Augen immer wieder hinzog.

Mutter reagierte gar nicht auf diese Frau. Die Vorgängerin bis gestern, nach deren Verbleib ich fragte, hatte sie bereits vergessen. Das Röcheln, oft laut genug in unserer Unterhaltung, hörte sie wohl, aber sie nahm es kommentarlos hin. Manchmal sogar, in einer Gesprächspause, ließ Mutter einen scheuen Blick zu dem Schmerzengesicht

hingeleiten. Keine Abwehr, kein Ekel, gar Hass dabei. Es war etwas in ihrem Schauen, das ich bisher selten bei ihr entdeckt hatte: Mitleid, ein stilles, beobachtendes Mitleiden, das das Leben und sich selbst aushielt. Dieser Blick machte mir Hoffnung, dass er sich bei ihr bald auch nach innen wenden und ihren leibhaftigen Widerstand gegen das Altsein allmählich aufweichen könnte.

2.

Kurz darauf erreichte mich die Nachricht von Mutters nächstem Schlaganfall. Sofort fuhr ich in ihre Stadt, die auch die Stadt meiner Jugend gewesen ist. Diesmal benutzte ich ihre Wohnung, schlief in ihrem Bett. Das Gefühl von Fremde in den kalten Räumen, von Tabubruch, sich in Mutters Gehäuse, in ihrem Intimbereich aufzuhalten, ohne ihre Gegenwart. Erst jetzt fiel mir der verwahrloste Zustand auf, in dem die Zimmer sich befanden. Es war nicht länger aufzuschieben: Mutter müsste in einem Heim untergebracht werden, sobald sie aus dem Krankenhaus wieder entlassen werden konnte. Die beiden Ärzte, die sie seit vielen Jahren behandelten, hielten das ebenfalls für geboten.

Wenn ich mich nicht bei Mutter im Krankenhaus aufhielt, war ich in der Stadt unterwegs, ihr einen Heimplatz zu besorgen. Von morgens bis abends hing ich am Telefon, schaute mir die Heime an, sprach mit ihren Leitern.

Nach fünf Tagen endlich war ein Platz für sie gefunden, mit dem ich alles in allem zufrieden war. Mir, dachte ich, wird's reichen. Als ich Mutter die Nachricht ins Krankenhaus brachte, war ich noch voller Hoffnung. Weniger

aus ihren Worten, wetterwendisch wie eh und je, als aus Gesichtsausdruck und Körpersprache glaubte ich zu lesen, dass ihr Widerstand gegen den anstehenden Aufenthalt in einem Heim schwächer geworden war. Ich legte mich ins Zeug und warb für ihre neue Wohnung (das Wort »Heim« vermied ich lieber). Dort wäre sie ständig von Menschen umgeben, gerade auch jungen, sie könnte plaudern und schimpfen, und, vor allem, sie bekäme regelmäßig zu essen und zu trinken.

Seit Jahren schon hatte ich beobachtet, dass Mutter die Freude am Essen verloren hatte. Sie nahm praktisch kaum mehr etwas zu sich. Vollkommen unterernährt war sie wieder ins Krankenhaus eingeliefert worden, und der Heißhunger, mit dem sie auch diesmal die nicht gerade delikatsten Krankenhausportionen verschlang, verriet mehr als Worte. Die fehlende Flüssigkeit hatte ihr Blut verdickt und war mitverantwortlich gewesen für den neuerlichen Schlag. Der nächste war abzusehen und könnte der letzte sein, wenn sie nicht ordentlich versorgt würde.

Rein äußerlich blühte Mutter Tag für Tag in der Klinik auf. Ihr Gesicht war wieder voller geworden, die Wangen zeigten sich gut durchblutet. Immer wieder signalisierte sie mir, dass sie eigentlich ganz gerne im Krankenhaus war, ja dass sie am liebsten ganz hierbleiben wolle.

Als ich Mutter so weit zu haben glaubte, war ich erleichtert – und beklommen. Dass noch harte Überzeugungsarbeit vor mir und meinem Bruder läge, war klar. Jetzt musste ihr das Heim ja erst noch gezeigt werden.

An diesem Morgen ließ ich mir reichlich Zeit mit dem Frühstück, las ausgiebig die Zeitung, gönnte mir einen weiteren Kaffee, um in Form zu sein an diesem Tag. Doch mein erster Anlauf am Vormittag im Krankenhaus scheiterte schlimmer, als ich befürchtet hatte.

Wild war Mutters Abwehr. Hass verzerrte ihr Gesicht. Wie aufgedreht rannte sie die paar Meter ihres Lebensraumes auf und ab, zwischen dem Nachttisch mit dem Telefon und ihrem Stuhl am Fenster. Sie war nicht zu bewegen, sich hinzusetzen. Wie ich dazu käme, sie in ein Altersheim zu stecken, ausgerechnet sie – ich sei wohl verrückt geworden. Sie sei gesund, vollkommen gesund und jetzt wolle sie nach Hause. Sofort! Sie packte ihre wenigen Dinge im Bad zusammen, die Wäsche. Nun sei es aber genug, schimpfte sie halblaut vor sich hin. Bis sie das Mitleid mit sich selbst überkam. Jetzt weinte sie, weinte in sich hinein. »Wenn das meine Eltern wüssten ...«

In diesem Zustand war alles verloren. Ich verließ das Krankenhaus, ging einfach weg und lief durch die Gegend, in der ich die Jugend verbracht hatte. Es war ein herrlicher Wintertag. Der Schnee auf den Straßen leuchtete. Kinder rodelten auf dem Hang von damals, auch wenn die Schlitten heute bunter waren. Schon eine Spur lockerer schlenderte ich an unserem ehemaligen Haus vorüber. Die Birke stand noch im Vorgarten, auch die Pergola mit den Rosen. Erinnerungen hielt ich unter Verschluss. Nur das Gehen brauchte ich jetzt, das Einatmen der eisklaren Winterluft.

Der gewonnene Abstand verfehlte seine Wirkung nicht, bei beiden. Am Nachmittag jedenfalls gelang mir ein vernünftiges Gespräch mit Mutter. Ich hatte meinen Stuhl ganz nah an ihren Fensterplatz gerückt, suchte den Körperkontakt, hielt ihr die gichtigen Hände. In kleinen Schlucken trank sie ihren Piccolo, aus einem Wasserglas. Meine Stimme bemühte sich um einen vertrauenswarmen Klang, ich sprach langsam und tief. Es gab mir selbst Ruhe.

Ohne taktische Finessen, ohne Überredungseifer – ich war offen zu Mutter. Sie sollte doch glauben, dass wir beiden Söhne alles zu ihrem Besten richten wollten, sonst nichts. Unter meiner Stimme schrumpfte die klein gewordene Person noch mehr in den Stuhl hinein. Gläubig wie ein Kind, mit offenem Mund, hing sie mir an den Lippen. Groß aufgerissen auch die Augen. Zutrauen mischte sich darin mit Vorsicht. Die Mutter als das eigene Kind. Ich hatte den Eindruck, dass sie mich verstand. Wir waren einander nahe gekommen im Dämmer dieses Winternachmittags.

Auf dem Heimweg durch den Park, wo ich das erste Mädchen geküsst hatte, hinter den verschneiten Oleanderbüschen fühlte ich das Leben intensiv. Erst als ich in einer Trattoria irgendeine Nudeln auf dem Teller drehte, stieg die Erschöpfung in mir hoch. Ich ging früh zu Bett, in Mutters Bett. Morgen stand ein noch härterer Tag bevor.

Als ich vormittags bei ihr auftauchte, telefonierte sie. Sobald sie mich sah, beendete sie das Gespräch abrupt. »Da kommt mein Sohn.« Und eingehängt. Wie sie sich umdrehte zu mir, sah ich, dass sie nicht gerade bei Laune war. Es war aber nicht das Umgetriebensein von gestern. Heute war sie niedergedrückt. Irgendetwas Dunkles, Schweres stand in ihren Zügen. Vorsicht!

Meine Frage nach Schlaf und Frühstück beantwortete sie knapp. Gut geschlafen, Frühstück na ja. Sie wartete.

Wir setzten uns, und ich entwarf ihr den Plan des Tages. Nach dem Mittagessen würde mein Bruder mit dem Auto vorbeikommen und uns abholen. Wir führen dann zu ihr nach Hause.

Lauern auf meine Worte. Keine Vorfreude, in die eigenen vier Wände zurückzukehren. Anspannung, Alarmiertheit. Was kommt da noch alles? Aha!

»Vorher«, sagte ich so beiläufig wie möglich, »vorher schauen wir noch in einem Pflegeheim vorbei.« Dort habe sie alles, was ihr hier im Krankenhaus so gut gefalle. Gutes Essen, täglich frische Wäsche, junge Schwestern um sich herum. Der Blick aus dem Fenster ins Grüne sei noch viel schöner, und außerdem habe sie, viel besser als hier, ein Zimmer für sich allein, mit ihren eigenen Möbeln.

Mutter hörte zu, sagte »Ja, ja«. Einverstanden war sie nicht, aber sie zeigte auch keinen Widerstand, jedenfalls nicht offen. Die Augen gingen traurig an mir vorbei, nach unten. Es war mit den Händen zu greifen, dass sie mir nicht traute. Keinem mehr. Ein Kampf um ihren Mund fand nicht zu Worten.

Auch das Mittagessen nahm sie ohne Appetit ein. Dennoch blieb von der Mahlzeit, wieder in mundgerechte Häppchen gebracht, nichts übrig.

Für die Prozedur des Anziehens hatte ich eine Stunde eingeplant.

»Wieso denn anziehen?«, fragte Mutter gereizt.

Es schien, als wollte sie in Nachthemd und Morgenmantel das Krankenhaus verlassen. Ich musste sie antreiben. Reichte ihr die Unterwäsche, die ich mitgebracht hatte, und schickte sie damit ins Bad. Sie schimpfte halblaut vor sich hin, nörgelte.

Nach zehn Minuten klopfte ich an die Tür.

»Moment, ja?«, schrie sie mit ihrer schlimmsten Stimme. Dann kam sie raus. Über die Unterwäsche hatte sie wieder das Nachthemd gestreift. Die Stimme entglitt mir, mit der ich sie aufforderte, das Nachthemd doch bitte wieder aus-zuziehen. Sie jammerte, drohte, schimpfte. Das alte Gift zwischen Mutter und Sohn. Es war besser jetzt, den Mund zu halten. Ich zog ihr die Bluse über, knöpfte sie zu, half ihr in den Rock, in die Strickjacke. Sie ließ es geschehen,

ohne ein Wort. Kein gutes Schweigen zwischen uns. Es war deutlich, dass sie sich innerlich gegen die ganze Veranstaltung wehrte, sie als eine Schikane von mir empfand. Zuletzt der Mantel, dann der geliebte Kaschmirschal, in den ich einige Hoffnung gesetzt hatte. Vergebens. Nichts. Keine Reaktion. Der Unterkiefer hing herab, gab dem Gesicht den Ausdruck blöden Staunens.

»Leg doch etwas Lippenstift auf«, lockte ich sie aus ihrer Starre und sprühte sie mit Parfüm ein, »damit die Leute hier im Krankenhaus auch alle sehen, was du für eine feine Dame bist, normalerweise.« Doch auch dieser Köder verfing nicht. Alles ließ sie geschehen mit sich, ohne einen Finger Eigenes dazuzutun, stand da in ihren Kleidern, sich selbst vollkommen fremd, wie ein Kind, das die Eltern herausgeputzt und mit der Warnung hingestellt hatten, sich nur ja nicht schmutzig zu machen. Auch um ihre Dinge kümmerte sie sich nicht, weder um die Toilettendinge noch um die Blumensträuße. Ich legte das wenige zurecht und ließ dabei das eine oder andere im Abfalleimer verschwinden. Alle ihre Macht war dahin, jede Gültigkeit verfallen. Dieses Zimmer war nicht mehr das ihre, war kalt und hässlich geworden, seit sie aus dem vertrauten legeren Morgenrock vertrieben worden war. Niemandsland, und Mutter darin allein, verloren.

»Wohin gehen wir jetzt eigentlich?«, fragte sie mit bösem unduldsamem Unterton.

»Nach Hause. Wir bringen dich nach Hause. Und vorher schauen wir noch in einem Pflegeheim vorbei. Wenn es dir gefällt ...«

Tief innen ahnte ich, dass alle Bemühungen der letzten Tage fruchtlos gewesen waren. Beim Abgang aus dem Krankenzimmer tippelte Mutter schnurgerade davon, schaute weder links noch rechts, ließ die Schwestern

und die Pfleger, mit denen sie in den Tagen zuvor Späße gemacht hatte, vollkommen unbeachtet auf den Fluren stehen, murmelte kaum ein Auf Wiedersehen. Sie zeigte Eile. Zielstrebig ging sie mit engen, unsicher tastenden Schritten auf den Ausgang zu. Diese Eile gefiel mir nicht.

Der Bruder parkte direkt vor der Tür.

»Und wohin gehen wir jetzt?«, fragte sie ihn unwirsch, ohne ihn zu begrüßen. Er wiederholte den Spruch, auf den wir beide uns am Vorabend geeinigt hatten. Schweigen.

Wir fuhren los und parkten vor dem Altenheim.

»Und wohin gehen wir jetzt?«, fragte sie abermals, als ich ihr beim Aussteigen half. Sie sperrte sich nicht dagegen, ging stracks auf den Eingang zu. Unterwegs erklärte ich ihr mit werbender Fröhlichkeit die Lage des Heims.

»Schau, dort hinten, bei dem Baum. Wenn du da hochgehst, links, bist du in zwei Minuten in deinem Café Baummann. Da kannst du immer hingehen, jeden Tag, so oft du willst.«

Sie schaute kaum auf, nickte, sagte kein Wort.

Die Heimleiterin, eine sympathische Frau in den Fünfzigern, empfing uns an der Tür, begrüßte Mutter mit Handschlag. Mutter blieb höflich, immerhin. Die Tür zum Schwesternzimmer stand offen. Es roch nach frisch aufgebrühtem Kaffee. Eine helle Stimme: »Da kommt die Neue« – es drückte mir den Kopf in die Schultern. Schleunigst vorbei hier. Das hat jetzt gerade noch gefehlt. Was nahm Mutter davon wahr?

Ein langer Gang vor uns, künstliches Licht. Vorneweg Mutter, neben ihr die Heimleiterin, die beiden Söhne einen halben Schritt dahinter. Mutter schritt so entschlossen voran, dass die Heimleiterin ihre Erklärungsversuche bald einstellte.

Schweigen über den vier Menschen. Ich schaute auf Mutters aschgrauen Kopf vor mir herab. Durch das flach gelegene Haar schien weiß die Kopfhaut. Darunter – was spielte sich da ab? Diese Zielstrebigkeit beunruhigte mich.

Schweigend um die Ecke. Der Flur bog ab im rechten Winkel. Es wurde heller, Gott sei Dank. Fenster gingen auf den Hof hinaus. Wie bei einer Hinrichtung. Ja, das war's. Als begleiteten wir einen Delinquenten auf seinem letzten Weg. Und Schwenk nach links –

Ein dunkler Vorraum. Das Zimmer aufgesperrt. Bett, Schrank, Tisch, Stuhl – es kam mir auf einmal viel nackter vor als bei meiner ersten Besichtigung. Der Blick nach draußen: trüb. Ausgerechnet war die Sonne gerade verschwunden.

Mutter stand im Raum, schaute sich um. Diese braune Tapete ist ja ekelhaft, dachte ich und wollte gerade anheben –

»Und kann ich meinen Hund mitbringen?«, fragte Mutter die Heimleiterin, hinter meinem Rücken. »Nein, das geht nicht«, sagte die.

Ich war innerlich noch beim Tapezieren, als Mutter schon kehrtgemacht und das Zimmer verlassen hatte. Wir Brüder schauten uns an, wortlos.

An den Rückweg durch die langen Gänge erinnere ich mich nicht. Nur dass wieder kein Wort gesprochen wurde. Auch im Auto nicht.

Als wir vor ihrer Wohnung einparkten, wollte Mutter wissen, wann ihr endlich der Hund vorbeigebracht würde.

»Am Abend.«

»Warum denn erst abends? So lange. Warum hast du ihn nicht gleich mitgebracht?«, jammerte Mutter in ihrem Hilfe heischenden Nörgelton, der bei uns beiden offenliegende Nerven berührte, erst recht in dieser Situation.

»Ich muss arbeiten nachmittags«, sagte der Bruder hart.

Dreißig Stufen. Ich brachte Mutter nach oben. Sie hatte Mühe beim Steigen, klammerte sich am Geländer fest, brauchte Pausen. Wie lange würde sie die Treppe noch schaffen?

Etwas in mir war zusammengebrochen. Ich spürte nichts mehr. Hatte jedes Gefühl für Mutter verloren, wie sie da in ihrer Wohnung stand, hilflos, überfordert, keineswegs glücklich wie nach einer Rückkehr ins Eigene und Vertraute. Keine Spur von Freude. Sie dachte nicht daran, den Mantel abzulegen, setzte sich damit aufs Sofa, sprang wieder hoch. Sie müsse telefonieren.

»Hilfst du mir beim Telefonieren?«, bettelte sie, Tränen in der Stimme.

»Da steht das Telefon«, herrschte ich sie an, »und hier, das Telefonbuch.«

Sofort musste ich die Wohnung verlassen. Meiner Wut konnte ich nichts mehr entgegensetzen. Jeder Impuls zu helfen war eingefroren. Nur fort von hier, sonst hätte ich sie angeschrien.

Blindlings lief ich durch die Stadt, ohne etwas wahrzunehmen. Abends würde ich nach Hause fahren, endlich. Freute mich vage auf meine Stadt. Wie auf eine Befreiung aus dumpfer Leere.

Das Einzige, was ich noch abwarten wollte, war Mutters Wiederbegegnung mit ihrem Hund, nach zehntägiger Trennung.

Um 18 Uhr pünktlich hoppelte der kleine weiße Köter die Treppen hoch. Mutter stand in der offenen Wohnungstür, immer noch im Mantel. Ihr Gesicht ein einziges Strahlen. Sie bückte sich, wollte den Hund streicheln, aufhalten, anschauen. Doch der drängte sich an ihr vorbei, ohne mit dem Schwanz zu wedeln, ohne die Ohren

anzulegen, von einem einzigen Trieb gezogen, der erst in der Küche zur Ruhe kam. Vorm Futternapf.

Innerlich fror etwas ein in mir bei diesem Wiedersehen, und irgendetwas in mir musste lachen. Die Entschiedenheit des Hundes, mit der er die Fressquelle ansteuerte, erinnerte mich an eine andere Entschiedenheit, die ich heute miterlebt hatte. Mutters Schritte auf den langen Fluren des Altenwohnheims, die der verbissen stumm zurückgelegte Umweg zu ihrem Hund gewesen waren.

Meine Mission war beendet. Im Gehen sagte ich zu Mutter, nüchtern, ohne Wärme, ganz Sohn wieder: »Du hast heute einen großen Fehler gemacht. Aber das ist jetzt deine Sache.«

Mutter weinte bitterlich. Ich wusste dieses Weinen nicht zu deuten. Sie tat mir leid, aber ich musste mich schützen.

Ich war mir selbst fremd geworden, wie ich in der S-Bahn saß nach Frankfurt, um meinen Zug nach Nürnberg zu erreichen. Sechs Tage harter Arbeit waren umsonst gewesen, meine eigenen Dinge liegen geblieben. Langsam drangen die Sorgen des beruflichen Alltags wieder in mir hoch. Die Anonymität des Frankfurter Hauptbahnhofs nahm ich auf, die Eile und das Warten, die Bewegung all der fremden Menschen und Völker. Dabei versuchte ich meine innere Freiheit zurückzugewinnen, schaute, lauschte, witterte. Die Fremde beruhigte mich ein wenig.

Ich stand bereits am Gleis. Da zitterte etwas in der Luft, kaum zu sehen, kaum zu hören, irgendein Hauch von Gewalttätigkeit. Eine Gasse hatte sich vor mir gebildet, lautlos, durch die ein schmaler Mensch gerannt kam. Wüstes, verstopptes Gesicht, bleich unter der Kapuze einer Trainingsjacke, ausgelatschte Turnschuhe an den Füßen. Abrupt hielt er sein Laufen vor dem Bahnkörper an, schaute

um sich, griff in die Hosentasche, warf ein Ding auf die Schienen, blieb stehen für einen Augenblick, schaute dem Wurf nach und ging langsam auf schwankenden Beinen davon.

Auf einmal Geschrei im Rücken, die hohe kreischende Stimme einer Frau, zerlumpt auch sie, in einem Parka, zwei pralle Plastiktüten an den Händen. Lief schreiend dem Gefährten des Elends hinterher, hatte ihn bald eingeholt, heulte, zeterte.

»Was hast du mit meiner Spritze gemacht?!«, schrie sie ihn an, außer sich, warf die Plastiktüten weg, dass die Lumpen rausflogen, stampfte mit den Füßen auf, schrie noch einmal, grell:

»Was hast du mit meiner Spritze gemacht?!«

Der andere schlenderte weiter, die Hände in den Jackentaschen vergraben, einen halben Schritt vor seiner Gefährtin, die ihn von schräg unten weiter ankeifte. Und beide versanken auf der Rolltreppe abwärts.

Sprachlos stand ich angesichts dieses Ausbruchs von Leidenschaft, drehte den Hals nach seinem Echo wie die anderen Passanten auch. Ein Zeitbruch war geschehen in der Routine von Ankunft und Wegfahren.

Liebe!, blitzte es mir durchs Gehirn. Es ist Liebe! Der Hund ist ihre letzte Liebe. Der Hund ist ihr wichtiger als ihr eigenes Leben. Er ist ihr Leben, und er wird ihr Tod sein.

Und ich bekam, unterwegs zurück in mein eigenes Dasein, so etwas wie Achtung vor den starken Gefühlen dieser alten Frau, die meine Mutter war. Vor ihrem Eigensinn, in den keiner eindringen durfte. Auch ich nicht, der Sohn.

3.

Im Küchenschrank unter der Spüle finde ich eine tote Ratte. Wie eine Ratte sieht sie eigentlich nicht aus. Eher wie ein Tennisball, länglich. Ohne Kopf, ohne Schwanz. Am Bauch ist sie aufgeschlitzt, die Ränder nach innen gebogen, muschelartig. Das Innere ist rot. Jemand sagt mir: Das ist eine Ratte. Du kannst sie kochen und essen. Es graut mir vor dem Ding, aber Ekel empfinde ich nicht. Ich nehme die Eingeweide raus, alles ohne Blut, geruchlos, ziehe dem Ding den Pelz ab, wollig weich. Es geht leicht. Danach hat es den Leib eines Tintenfisches, weiß wie Milch. Ab damit in heißes Wasser und gegessen. Ich schmecke nichts.

Beim Metzger. Entdecke am Boden eine Ratte. Weil's beim ersten Mal gut gegangen ist, nehme ich sie mit, um sie zu kochen. Eine Frau begleitet mich – Mutter? Zu Hause ist die Ratte verschwunden. Zurück zum Metzger. Blank polierte keimfreie Kachelwände, es fehlt jeder Geruch. Gepflegte Frauen hinter der Theke. Sie wissen von nichts. Schauen im Eisfach nach, finden dort mehrere Plastiktüten. Obwohl sie undurchsichtig sind, ist allen klar: Es sind Ratten. Nur eine Packung ist durchsichtig. Eingerollt der blutrote, abgezogene Körper einer Katze. Diese Katze habe die Ratten gefangen, erklärt man mir. Ich nehme die kleine milchige Tüte mit der Ratte mit, oder auch zwei.

Am Tag nach diesem Traum war Mutter in der Wohnung mit ihrem dritten Schlaganfall aufgefunden worden und kam ins Krankenhaus.

4.

Weihnachten. Inzwischen wurde Mutter zu Hause betreut. Zweimal täglich kam eine Frau von den Maltesern in die Wohnung und brachte ihr Frühstück und Mittagessen vorbei. Vor allem: Sie beaufsichtigte sie beim Essen.

Ihr eigenwilliges Denken konnte Mutter nicht mehr gefährlich werden, nach meiner Einschätzung. Es hatte sich auf eine Handvoll starrer Vorstellungen verringert. Sie vergaß schnell, ersetzte die Idee in ihrem Kopf mit dem nächsten Atemholen durch eine andere, die ebenso rasch verfiel. Ihre fixe Vorstellung, dass sie gleich dringend irgendwohin gehen müsse, nahm ich deshalb nicht zu ernst.

Was mir Sorgen machte: Der Vitalinstinkt in seiner urwüchsigsten Form, der schiere Fresstrieb, schien ihr wieder abhandengekommen. Genauer: Er hatte sich auf den Hund verschoben, mit verheerenden Folgen für beide. Das Tier wurde zu Tode gefüttert, Mutter hungerte sich zu Tode. Man musste sie regelrecht zum Essen zwingen, obwohl sie vollkommen ausgehungert war. Doch selbst wenn man sie ins Essen gelockt hatte: Jeder Bissen, den sie vom Teller nahm, war im Auge zu behalten, dass er in ihrem Mund und nicht – mit gekonntester Beiläufigkeit – unter dem Tisch verschwand, beim Hund. Das Tier war und blieb ihre einzige Sorge. Es füllte ihr ganzes Fühlen und Denken aus.

Das Weihnachtsfest nahm Mutter nicht mehr wahr, aber sie war guter Dinge und fröhlich, fröhlicher jedenfalls, als sie es je in ihrem bewussten Leben gewesen war (in der Epoche zumindest, die ich bezeugen kann). Ich über-

nahm es, Mutter während der Feiertage zu versorgen, um den Bruder, der als Ortsansässiger ständig nach ihr sah, zu entlasten.

Am Mittag des Heiligen Abend angekommen, wunderte ich mich zunächst, dass der Kühlschrank leer gefegt war, bis auf ein paar Flaschen Mineralwasser. In der ganzen Küche fand ich keinen einzigen Bissen Essbares. Doch ich hatte genügend eingekauft und verstaute alles im Kühlschrank – ein Fehler, wie ich nach dem Besuch meines Schulkameraden Ulrich erkannte.

Wie an jedem Weihnachten kam der Freund seit Jugendtagen bei uns vorbei, mit einer Schachtel Königsberger Marzipan. Er hatte Mutter als eine jüngere attraktive Frau erlebt, und er mochte sie immer noch sehr.

Dass Ulrich ein vertrauter, lieber Mensch war, merkte Mutter schon (das bildete ich mir jedenfalls ein). Aber seine Person war ihr entglitten. Wer er war, wie er hieß – das war vorbei.

Mutter zeigte sich in bester Laune. Sie spielte eine Dame wie eh und je und kokettierte mit dem jüngeren Mann, auch wenn ihre Bluse vorne mit Speiseflecken übersät war und statt von Knöpfen mit einer großen Sicherheitsnadel geschlossen. Darüber hingen mehrere Talmiketten, und an beinahe jedem ihrer krummen Finger prangte ein Ring oder deren zwei. Wir tranken Piccolo gemeinsam, ihren treuesten Ratgeber der letzten Jahre, stießen an auf Weihnachten, und Mutter trällerte, das Glas schon an den gespitzten Lippen:

»Alles Scheiße, was? Prösterchen!«

Ich konnte Mutter dazu bewegen, sich an den Flügel zu setzen und ein Weihnachtslied zu spielen. Der Flügel ließ sich nicht mehr öffnen, so überladen war er mit Erinnerungsstücken und ihrem täglichen Bedarf: Lippenstifte,

Schmuck, mehrere Halsbänder des Hundes, ein paar Leinen, seine Drahtbürste. Deshalb musste Mutter die Noten auf den Knien halten. Unter ihrem Altersbuckel eingesunken auf dem Hocker, spielte sie fast blind mit ihren gichtigen, schmuckschweren Fingern, da der Kopf ja auf den Noten hing: »Oh du fröhliche«, eine Paraphrase von Max Reger, die als schwierig gilt. Es kann aber auch »Vom Himmel hoch« gewesen sein. Die Melodie jedenfalls war herauszuhören. Um ihre Fehlgriffe, die sie wohl selber noch erkannte, im Grandiosen zu verschleiern (vielleicht), trat sie voll auf die Pedale. Es schollerte schauerlich. Ich bat sie, die Füße in Ruhe zu lassen, und sie ließ es bleiben.

»Klavier spielen kann sie ja fast noch am besten«, flüsterte ich Ulrich zu, beinahe stolz auf Mutter. Und dann – zu meiner Überraschung – fing sie an zu fantasieren. Sie ließ die Noten von ihren Knien auf den Boden gleiten und spielte weiter, griff sich ein paar einfache Akkorde, suchte die nächsten, langsam, tastend, neu einsetzend. Es entstand durchaus ein harmonischer Zusammenklang. Es war das erste Mal, dass ich Mutter frei spielen hörte.

Ulrich ging, ich brachte ihn hinunter, denn die Hoftür war aufzusperren, die feiertäglich verrammelte, kam sofort zurück, in Hochstimmung über diese gelungene halbe Stunde.

Mutter saß nicht auf ihrem Sofa. Sie stand in der Küche und hielt einen großen Schraubenzieher in der Hand. Der Hund zu ihren Füßen schlabberte irgendeinen roten Brei, von einem Dessertteller aus Meißen. Seit einiger Zeit bereits benutzten Herrin und Hund das gleiche Geschirr, das, wenn es sauber schien – und der Hund leckte gut sauber – wieder in den Schrank wanderte, zur nächsten Benutzung. Ich riss dem Tier den Teller weg und identifizierte in dem Brei einen der Fruchtjoghurts, die ich

als Nachtschicht besorgt hatte. In der Spüle lag der mit dem Schraubenzieher aufgebrochene Plastikbecher. Ich brüllte Mutter an, packte sie derb an ihrem Oberarm, den ich beinahe umfassen konnte, und schob sie aus der Küche. Leise vor sich hin schimpfend verzog sie sich auf ihr Sofa.

Also musste der Kühlschrank wieder ausgeräumt werden. Ich suchte eine Stelle in der Küche, die Mutter nicht erreichen könnte, und fand dafür ein Regal geeignet, auf dem Kochtöpfe Parade standen, teuerste Geräte, seit Jahren unbenutzt. Ich stieg auf einen Schemel und entdeckte hinter den Töpfen ein Warenlager: Brot, Marmelade, Butter, Käse, Wurst und eine Armee von Hundedosen, die die Malteserin dort gehortet hatte.

Das würde ein Festmenü geben heute, an diesem Heiligen Abend, selbst ohne Fruchtojoghurt.

Der nudelrund gefütterte Hund verschlief den größten Teil seines Tages in Mutters Schlafzimmer, das zeitweilig eine Bastion klinischer Reinlichkeit gewesen war. Er ruhte auf einem Haufen von Handtüchern, Strickwesten, einer Seidendecke mit Spitzenrand. Immerhin, ihr Bett schien noch tabu zu sein. Wenn ich ihn Gassi führte, quälte er sich, Stufe für Stufe, die zwei Stockwerke hinab und wieder hoch. Aber tragen ließ er sich nicht. Er schrie, wenn ich ihn hochheben wollte. So respektierte ich das Sich-Quälen als seine Form des Überlebenswillens.

Wenn ich zur Leine griff, war Mutter jedes Mal höchst alarmiert. Immer wieder wollte sie verhindern, dass ich ihren Schatz ausführte, aus Angst, er könne mir weglaufen. Der Hund aber genoss die paar Minuten Eigenleben. In kleinen Schritten tappelte er über das Trottoir und schnüffelte jeden Zentimeter ab. Da er auf Rufen nicht mehr reagierte, war sein Gehör wohl zerstört, und seine Augen schauten seit Langem schon blind ins Leere. So

war ihm also nur die Nase geblieben. Durch sie saugte er gierig und flächendeckend alle Sensationen ein, die die Welt ihm noch bot, jenseits des Fressnapfs aus Meißen. Dabei fiel mir auf, wie eng er sich an die Häuserwände hielt – als suchte er eine Stütze. Wenn er sich niederhockte, um Wasser zu lassen, riss es ihm die Hinterläufe, kraftlos geworden, so weit auseinander, dass er fast am Boden lag und sich natürlich ins Fell und an die Pfoten pinkelte. Dagegen hatte er (vielleicht) diesen starken Reinlichkeitstrieb entwickelt, der mir neu war an ihm. Heftig schlug er mit seinen kurzen Beinen nach hinten aus, wenn er fertig war, kratzte mit den Krallen über den Asphalt, um seine Ausscheidungen zuzuwerfen. Mit Inbrunst und Ausdauer. Woher war ihm diese Erinnerung seiner Gattung gekommen?

Wenn er Kot ausschied, lehnte er sich in der spezifisch gekrümmten Haltung mit der Hinterhand an eine Hauswand an, korrigierte immer wieder den wackeligen Stand, bis er sich sicher fühlte. Es dauerte eine Weile, bis etwas kam. Deshalb verlor er wohl die Geduld, oder verließ ihn seine Kraft in dieser Hocke? Jedenfalls rannte er mitten im Geschäft davon, eine weichflüssige Spur hinter sich herziehend, die sein ganzes Hinterteil verschmierte. Ich versuchte, ihn mit einem Zweig oder Papiertaschentuch davon zu befreien, aber er schrie so grell auf dabei, dass ich es lieber ließ, aus Angst, selbsternannte Tierschützer auf den Hals zu bekommen. Erst jetzt ging mir ein Licht auf, woher die Flecken an den Handtüchern in Mutters Bad herrührten. Instinktiv hatte ich, wenn ich mir bei ihr die Hände wusch, Toilettenpapier zum Abtrocknen genommen. Damit also ... und waren einmal der ganze Stolz von Mutter gewesen. Prachtvoll schweres Tuch, bestickt mit ihren Initialen.

Wie einen Brautschatz hatte sie Handtücher und Bettwäsche dereinst gehütet, in blassem Rosa oder einem Blau, zarter als alle Himmel, Kante auf Kante, Duftkissen mit Lavendelblüten dazwischen. Ein Kult, wie Mutter ihn zeitlebens mit ihrer Wäsche trieb, ist mir seither niemals mehr begegnet, und wurde auch gern bevorzugten Gästen vorgeführt, was die, wenn ich mich recht erinnere, mit schweigender Nachdenklichkeit quittierten. Die Wäsche der Kinder war selbstverständlich davon getrennt und unterlag sehr viel lockereren, geradezu irdischen Regeln.

Als kleines Kind hat Mutters Wäscheschrein mich schon beeindruckt. Ein Ort der Perfektion. Kühl, wohl duftend, unberührbar. Schade nur, dass seine Heiligkeit so ganz und gar geheimnislos blieb: bloß Bettwäsche. Daran war auch für die inständigste Wunderbereitschaft des Kindes nicht zu rütteln.

5.

Als ich bei Mutter anrief, drei Wochen nach Weihnachten, war eine fremde Stimme am Hörer. Ein Mann. Der holte den Bruder zum Telefon.

»Es ist wieder mal so weit, ja«, sagte der.

Er hatte Mutter bewusstlos am Boden gefunden. Nackt, bizarr verbogen lag sie am Heizkörper, vor der offenen Balkontür. Neben ihr ein Haufen Hundekot. Der nächste Schlaganfall. Die fremde Stimme am Telefon war der Notarzt gewesen.

Am nächsten Tag war ich im Krankenhaus. Innere Abteilung. Den langen grauen Korridor hinab, zur Ober-

schwester, die Zimmernummer erfragen. Da lag sie, Mutter, eine winzige Greisin, schief in ein Krankenbett hineingesunken. Es stand vor dem Stationszimmer auf dem Gang. So viel Weiß um so wenig Mensch. Mutter sah mich an, mit großen Augen, schaute noch mal hin. Lächelte, ein irres Lächeln, lachte:

»Ja, wo kommst du denn her, von so weit? Bist du der Josef?«

Ich lachte auch, erleichtert. Sie lebte! Das war das Wichtigste.

»Ja, ich bin der Josef!«, sagte ich.

Mutter freute sich. »Da bist du aber von weither gekommen. Ach, das ist lieb von dir.«

Josef war Mutters ältester Bruder gewesen, seit mehr als zwanzig Jahren tot. Alle drei Brüder hatte sie überlebt, keiner von ihnen kam weit über sechzig. Auch die Eltern hatten nicht annähernd ihr Alter erreicht. Einundachtzig wurde sie in wenigen Tagen.

Mutter war's zufrieden. Es gehe ihr gut hier, wiederholte sie immer wieder. »Die Mädchen sind alle nett zu mir. Hier bin ich gerne.«

Sie bekam mit, dass sie hier nicht bei sich zu Hause war, aber sie wusste nicht, wo. Schon gar nicht, warum sie hier lag. Und keine Frage nach dem Hund. Überhaupt keine Fragen. Alles in Ordnung.

Zufriedenheit, Lächeln, frohes Erstaunen immer wieder nur darüber, dass ich, der Josef, von so weit hergekommen sei. Aus ihrer Verwirrtheit fand sie offenbar nicht mehr heraus. Keine Störungen von außen erreichten sie. Es waren also noch einmal eine Menge Zellen im Gehirn abgestorben durch den Schlag.

»Jetzt essen wir mal was Schönes zusammen, und dann gehen wir spazieren, was? Du musst doch etwas essen, wo

du von so weit herkommst.« Mutters Mund hing links nach unten, leicht nur. Und sie hatte Hunger, natürlich.

Bis zur Essenszeit kämmte ich sie mit meinem Taschenkamm, ganz vorsichtig. Ihre Haare waren verfilzt. Langes, hellgraues, weiches Haar. Jetzt, mit dem vollen, aufgelockerten Haar, ruhte das Köpfchen in dem weißen Kissen und wirkte geradezu imposant. Wie die dekorative Greisenmähne auf späten Abbildungen von Franz Liszt.

Das Abendbrot kam auf dem Tablett. Brot, Belag, Tee in einer Schnabeltasse. Ich fütterte Mutter. Sie aß mit großem Appetit.

Mit der Schnabeltasse hatte sie ihre Schwierigkeiten. Ich half ihr bewusst nicht, damit sie selbst damit zurechtkäme.

»Wat is dat für ene komische Piep«, fiel sie in den rheinischen Dialekt ihrer Kindheit.

Immer wieder versuchte sie, die »Piep« zwischen ihre Lippen zu bekommen, tastete, die Augen fest zugekniffen, mit der kraftlos zitternden Hand nach ihrem Mund, fand ihn meist, trank dann in winzigen Schlucken, die Augen immer noch geschlossen. Vor lauter Konzentration, dazu ein bisschen Angst vorm Kleckern und eine Menge Gier.

»So, und jetzt isst du«, sagte sie, als der Teller leer war. »Und was macht das Hündchen eigentlich?«, fragte sie, sobald Hunger und Durst gestillt waren.

»Oh, dem geht's gut. Der ist zu Hause und bekommt ordentlich zu fressen.«

Damit gab sie sich zufrieden. Keine Sorgen auf der Stirn, nicht die Angst wie noch vor einem Jahr. Dass der Hund gar nicht mehr lebte, erfuhr ich erst am Abend. Der Bruder hatte ihn einschläfern lassen. So war es vor einiger Zeit abgesprochen worden zwischen uns.

Abends aß ich allein in einem vegetarischen Restaurant, zu viert am Tisch, eng aufeinander. Geballte Fremdheit.

Mir gegenüber ein jüngerer Mann, der vollkommen unkonzentriert den »Spiegel« durchblättert. Er traute sich nicht, den Kopf zu heben. Zur Linken zwei Frauen, Mitte zwanzig. Sie tauschten sich über ihre beiden Kleinkinder aus, mit schlagwortgreller Altklugheit einander übertrumpfend. Als hätten sie die Menschheit erfunden. Mein Teller war im Nu geleert. Das »Auf Wiedersehen« blieb im Windelklatsch und über dem »Spiegel« antwortlos hängen.

Es war kalt geworden zur Nacht in der Stadt, in der ich meine Schulzeit verbracht hatte. Mit zwanzig dann weg, für immer. Und immer wiedergekommen, wegen Mutter. Und immer fremder geworden. Jetzt stand ich hier auf der Straße. Frost und noch keine zehn Uhr abends. Wohin? Einkehren mochte ich nicht mehr. Vor allem wollte ich nüchtern bleiben. Da blieb nur Mutters ungeheizte Wohnung. Ich suchte mir eine Lektüre aus, stieß auf meine eigenen Bücher, die letzten nicht mehr. Geschenke von Freunden an Mutter. Jedes Buch hatte seine Geschichte, die ich aber nicht wachrufen wollte jetzt. In mir war eine Taubheit, wie nach einer Spritze: Man fährt sich über das stillgestellte Fleisch, spürt pelzig nur Materie. Kühl, hart, fremd.

Als ich mir Mutters Bett herrichtete, stieß ich auf die braunen Spuren des Hundes im Betttuch. Aha, auch hier ... Ab heute sein Vermächtnis. Sollte ich nach frischer Wäsche suchen in diesem Durcheinander? Den Schrein aus den Tagen der Kindheit öffnen? Eindringen in ein früher so vertrautes Leben in seiner Auflösung, die alles fremd machte? Nur mehr abgestorbene Dinge, die aber immer noch jemandem gehörten. Was mir alles in die Hände fallen könnte, wenn ich erst mal anfangen zu kramen. Nein. Da schien mir das verdreckte Bett das kleinere Übel. Und ich fand bald in den Schlaf, traumlos.

Ein strahlender Morgen lag über dem Taunus. Der Himmel aus blauer Seide, und Sonne breitete sich über die Welt in eisiger Starre. In einem Stehcafé genoss ich den neuen Tag in seiner vollkommenen Form: Alltag.

Um zehn Uhr im Krankenhaus. Mutter so gut gelaunt wie gestern, der Mund immer noch schief. Sie lag weiter vor dem Stationszimmer auf dem Gang, dort hatte sie auch die Nacht verbracht. Freude in ihrem Gesicht, als sie mich sah, Josef oder wen immer. Dann sanken die Backen nach unten. Warum ich denn den Hund nicht mitgebracht habe?

»Der schlief noch«, sagte ich. »Dem geht's gut. Der Bruder gibt ihm genug zu fressen. Alles in Ordnung. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

Mutter beruhigte sich, schneller und endgültiger als sonst.

»Dann bringst du ihn aber heute Nachmittag mit, ja? Und auch den Flügel. Aber wirklich! Damit ich den Mädchen hier etwas vorspielen kann. Die sind alle so lieb. Hier gehe ich nicht mehr weg.«

Die Ärztin umkurvte uns mit kraftvoll eiligen Schritten. Mutter hielt sie am Kittel fest.

»Kennen Sie den Doktor G.?«, fragte Mutter die Ärztin und schaute in kindlicher Erwartung zu ihr hoch. Die verzog den Mund in ihrem hübschen Gesicht. Wir kannten uns ja noch vom letzten Jahr, verständigten uns mit den Augen. Dennoch schämte sich etwas in mir für diese alte Frau, die meine Mutter war, obwohl mein Verstand mich von aller Haftung freisprach. Dennoch.

»Das ist vorbei. Diese Zeiten sind vergangen«, sagte die Ärztin zu der Patientin. Streng, aber nicht lieblos. »Und mit ›Heil Hitler!‹ wie gestern wird auch nicht mehr begrüßt, nicht?«

Oh Gott! Was müssen die philippinischen Schwestern hier von uns denken, schoss es mir durch den Kopf bei dieser Neuigkeit. Aber dann kitzelte sich doch der Lachreiz nach vorn und ließ die Scham zerplatzen. Mutter kicherte, mit der Miene eines Kindes, das etwas ausgefressen hat und noch stolz darauf ist, weil es weiß: Die Erwachsenen werden darüber lachen müssen, auch gegen ihren Willen. Mit dieser Methode, dachte ich, ist sie durch ihr ganzes Leben gekommen, und nicht mal schlecht. Oft genug auf Kosten von uns Kindern.

Den Vormittag verbrachte ich an ihrer Seite auf dem Gang und bekam so mit, dass Mutter ausgesprochen beliebt war bei den Schwestern, Pflegern und den anderen Patienten, vor allen Dingen bei Männern jüngeren Alters, die in Bademänteln oder Trainingsanzügen durch den Korridor schlurften, ihrer Zigarette entgegen. Jeder hatte ein Witzchen übrig für die fidele alte Irre, das muntere Wrack, das meine Mutter war. Nur ein paar Frauen, besonders ältere, rissen sich los von ihrem Griff, ohne ein Wort, ohne die Spur eines Lächelns, wenn sie sie festhielt und sich bei ihnen nach dem »Ergehen Ihres Herrn Gemahls« erkundigte.

Um uns die Zeit zu vertreiben, fragte ich Mutter ein paar Daten ab. Straße und Hausnummer der Wohnung waren ihr entfallen und kehrten auch nicht wieder, als ich sie nannte. Dafür aber konnte sie ihr Geburtsdatum auf sagen, es war ihr bei der Aufnahme hier ja abgefordert worden. Ich wunderte mich. Es war das offizielle Geburtsjahr, nicht das von eigenen Gnaden korrigierte.

Dass ich behauptete, ihr Sohn zu sein, nahm sie mit einiger Skepsis auf.

»Ach ja?«, überlegte sie. »Wirklich?« Als wüsste sie nicht so recht, was »Sohn« überhaupt bedeutete. Gegenwärtig

war ihr aber, dass ich nicht in ihrer Stadt lebte, sondern »weit weg«.

»Wenn du hier wärst, wär alles besser. Willst du nicht zurückkommen?«

Öfters erkundigte sie sich, wie es mir gehe. Ob auch alles in Ordnung sei. »Auch das?«, fragte sie und rieb den Daumen am Zeigefinger.

»Alles bestens. Alles in Butter«, beruhigte ich sie immer wieder.

»Ja, wirklich?« Sie strahlte. »Und das, das mit dem Schreiben?«

»Was meinst du damit?« Ich wurde hellhörig.

»Du schreibst doch Bücher?«, antwortete sie, ein wenig verunsichert von meinem Nachfragen.

Zwischendurch kämte ich Mutter, damit sie sich wohlfühlte. Doch alle Eitelkeit schien erloschen. Das Parfüm und ein paar Lippenstifte, die ich ihr mitgebracht hatte aus der Wohnung, blieben unberührt liegen, als erkannte sie diese Dinge gar nicht mehr. Beim Kämmen entdeckte ich, dass Mutter am Rücken eine offene Wunde hatte, die wässerte, offenbar von ihrem Sturz vor zwei Tagen. Ich bat einen Pfleger, die Wunde zu versorgen. Mutters Bett wurde vom Gang ins Schwesternzimmer geschoben, der Vorhang zugezogen. Von diesem Raum aus sah man den Taunus. Er leuchtete schieferblau. Jeder einzelne Bergmuskel drückte sich durch, vor einer überdeutlichen Himmelslinie. Sollte ich hinschauen? Mutter wurde auf die Seite gelegt, ihr weißer Kittel klaffte hinten, sie lag nackt. Das Gesäß formlose weiße Fettlappen. Die Schwester rieb ihr die offene Stelle mit einer Salbe ein. Ich stand Mutter im Rücken, hielt sie an der Schulter fest, dass sie nicht zurückrollte.

Auch heute nannte sie mich wieder nur Josef. Überhaupt redete sie ausschließlich von ihrem Vater und den

Brüdern. Die Kindheit war ihr hautnah. Von der Mutter allerdings, die sehr viel länger gelebt hatte als ihr Vater, keine Silbe, ebenso wenig von ihrem Mann, meinem Vater. Versunken. Nie gewesen? Und ein Sohn, zwei oder drei Söhne? Drei Söhne sollte sie gehabt haben?

Die Frage nach den Söhnen irritierte sie. Was mochte das bedeuten? Natürlich waren ihr die Gesichter vom Bruder und mir vertraut (der dritte Sohn gestorben). Aber sie hielt uns eben für ihre Brüder.

Die Ärztin kam zurück von ihrer Visite. Wir unterhielten uns, in Hörweite von Mutter, flüsterten aber beinahe. Dabei fiel auch das Wort »Heim«.

Sofort fing Mutter an zu schreien. »Was will dieser Kerl von dir schon wieder?« (Gemeint war die Ärztin.) »Komm weg von dem. Der redet schon die ganze Zeit schlecht über mich.« Erstmals wieder zeigte sich ihr Gesicht aufgewühlt, wie früher, verzerrt von Wut und Hass.

Die Ärztin und ich gingen ins Stationszimmer, schlossen die Tür hinter uns. Viel zu sagen gab es nicht. Dass Mutter nicht mehr in ihre Wohnung zurück durfte und vom Krankenhaus direkt in ein Altersheim musste, darüber bestand kein Zweifel. Obwohl ich an sich gar nicht unzufrieden war mit dem Platz auf dem Gang, fragte ich die Ärztin, warum Mutter immer noch hier stand. Hier war wenigstens Leben um sie und Bewegung, hier sah und hörte sie Menschen. Vor allem: Mutter schien sich wohlfühlen. Auf der anderen Seite war es natürlich zugig, und Mutter war preisgegeben vor aller Welt.

Einzelzimmer seien nicht frei zurzeit, und ein Doppelzimmer komme nicht infrage, erklärte mir die Ärztin. Mutter sei zu laut. Tag wie Nacht brülle sie bei Bedarf ihre Befehle, von ihren nicht gerade dezent vertretenen politischen Ansichten mal ganz zu schweigen. Ein stren-

ges Lächeln dieser ausgesprochen reizvollen jungen Frau. Sie könne Mutter einfach keinem anderen Patienten zumuten. Die Kranken beschwerten sich auch jetzt schon über ihr Krakeelen nachts. Ihr Lächeln hatte sich noch etwas verdünnt. Immerhin, noch lächelte sie. Und außerdem habe sie den Eindruck, dass ihr dieser Platz draußen unter den Menschen ganz gut bekomme. Wir waren einer Meinung. Lange hielt ich ihre warme, kräftige Hand.

Mutter wartete unterdessen ungeduldig auf das Mittagessen. Ab elf Uhr hielt sie jeden Wagen schiebenden Pfleger, jede vorbeieilende Schwester und auch Patientenbesucher mit Blumen im Arm fest und herrschte sie laut an, wann sie denn etwas zu essen bekäme. Endlich hatte sie das Tablett vor sich stehen. Die Schnabeltasse benutzte sie ausgiebig. Es dauerte zwar ein Weilchen, bis sie mit der »Piep« die Lippen traf, doch meistens schaffte sie es. Dennoch war das Laken über ihren Knien längst wieder braun gesprenkelt. Ab und zu fragte sie, kauend, nach dem Hund, war aber leicht zu beruhigen. Keinen Krümel ließ sie übrig und würde doch gleich behaupten, sie habe heute zu Mittag schon wieder nichts zu essen bekommen.

Noch einmal ging ich zur Ärztin, sehr gerne. Sie musste mir Mutters Zustand attestieren, damit wir sie in einem Altenheim anmelden konnten. Sie schaute sich das Formular an, schüttelte den Kopf, kannte sich nicht damit aus, legte der Oberschwester den Bogen hin und holte Luft zu ihrer Frage – da wusste die Oberschwester, mit einem sekundenkurzen Schweifen über das leere Blatt, bereits Bescheid.

»Das Formular ist noch nicht ausgefüllt«, belehrte sie uns und wandte sich ab, einer wichtigeren Tätigkeit zu.

»Genau das wollte ich Sie doch fragen«, buchstabierte die Ärztin mit der Geduld einer Ausgelieferten. »Sie kennen sich doch besser aus mit den Patienten als ich.«

»Ach so, ja ...«

Jetzt steckten die beiden Frauen ihre Köpfe zusammen und rästelten gemeinsam über dem Bogen, der von meiner Mutter handelte, damit ich ihn gleich in die eiskalte Sonne dieses Wintertags hineintragen könnte.

6.

Der Bruder hatte unsere Mutter inzwischen im Einzelzimmer einer Privatstation untergebracht. Die Tür, worauf mit zollgroßen Buchstaben ihr Name klebte, damit sie selbst zurückfände, stand sperrangelweit offen. Ein heller freundlicher Raum. Draußen das Vorgebirge, breit wie ein Wandgemälde. Doch das Zimmer war leer. Wo war Mutter? Wo hatten sie sie hingebacht? Ich rannte zum Stationszimmer. Da, am Ende des Korridors, vorm Fenster, in dem roten Morgenmantel stand sie, klein, mit ihrem Altfrauenbuckel. Sie war allein, bewegte sich frei, setzte sich gerade auf einen Stuhl.

Spät erst hob sie mir den Kopf entgegen, lachte unbestimmt, schaute mich an, suchte. Ich wusste nicht, was ihre Augen sahen. Verwunderung stand darin, Nachdenken, die Frage: Wer ist das noch mal? Den kenne ich doch.

Ich setzte mich neben sie und traute meinen Augen kaum, wie gut sie aussah. Das vor wenigen Tagen noch eingefallene Greisengesicht hatte sich wieder nach außen gewölbt, die Haut ordentlich durchblutet, frisch. Blockartig und voll standen von ihrem Köpfchen die Haare ab, frisch gewaschen, richtig imposant. Die Lippen mit Rot belegt. Eine gesunde alte Frau, so schien es. Ich strahlte und lobte sie für ihr Aussehen. Die Besucherin, die uns

beiden gegenüber mit einer Nagelschere ihrer Mutter lange schwarze Haare am Kinn abschnitt, sah mich dabei so merkwürdig an.

Nachdem ich alles über Erwarten so günstig vorgefunden hatte, holte ich meine Lebensgefährtin nach, die unten in der Cafeteria wartete, und stellte sie Mutter vor. Nein, das stimmte nicht mehr. Das hätte ich früher so gesagt. Mittlerweile hatten die Verhältnisse sich verkehrt: Ich stellte Ellen meine Mutter vor. Sie selbst hatte mich aufgefordert, ich solle doch jetzt meine Freundin dazu holen, oder meine Frau. Möglich, dass ich ihr an den Weihnachtstagen von Ellen erzählt hatte. Dann musste sie es gut behalten haben im Gedächtnis, wo ihr doch sonst fast alles sofort verloren gegangen war.

Mutter ließ Ellens Hand gar nicht mehr los, streichelte ihre Wangen, überschüttete sie mit Freundlichkeit und allerlei Komplimenten, per Du, versteht sich, zog sie herab zu sich auf den freien Stuhl. Ich spielte keine Rolle mehr. Umso besser. In der Zeit konnte ich mich bei den Schwestern vorstellen und mit dem neuen Arzt reden.

Bevor wir zu dritt mit dem Fahrstuhl in das »Patienten-Café« hochfuhren, im achten Stock, musste ich Mutters Füße versorgen. Die allerdings sahen schlimm aus. Aufgeschwollen bis über die Gelenke, die Haut gespannt und entzündet und schuppig. Sie steckten in viel zu engen Seidensöckchen, und auch die Schuhe, niedergetretene Straßenschuhe aus hartem Leder, waren vollkommen untauglich. Vorsorglich hatte ich ihr ein paar meiner Tennissocken mitgebracht. Mir waren sie mittlerweile zu weit geworden, ihr passten sie jetzt gerade. Dazu die weichen Filzpantoffeln, die ich das letzte Mal angeschafft hatte, jetzt aber erst aus dem Schrank herausfischen musste, von ganz hinten. Denn die gefielen ihr überhaupt nicht. Mut-

ter zeterte und strampelte und schrie nach ihren Straßenschuhen. In diesen Dingen da sei sie doch nicht angezogen. Wenn sie mal in die Stadt müsse, ausgehen – diese hässlichen Dinger jedenfalls wolle sie nicht an ihren Füßen haben.

Ellen und ich redeten mit Engelszungen auf sie ein. Wie schick sie darin aussähe, wie elegant sie wirkten beim Gehen, die farbliche Harmonie mit dem Tomatenrot des Morgenmantels ...Mutter gab kurzzeitig nach, aber ihr Blick hing weiter sehnsuchtsvoll an den Straßenschuhen, die ein Symbol ihrer Freiheit zu sein schienen, der Garant, hier jederzeit fliehen zu können (»abhauen«, wie sie sagte). Das wog alle Schmerzen auf. Während Mutter an Ellens Arm das Zimmer verließ, versteckte ich die Schuhe. Nie würde sie sonst die bequemen und notwendig gewordenen Pantinen tragen.

Vor dem Aufzug mussten wir warten. Zeit ihres Lebens hatte Mutter sich dagegen gesträubt, einen Aufzug zu benutzen. Wie oft hatte sie sich Panoramen wegen dieser Phobie unterwegs auf ihren wenigen Reisen entgehen lassen! Diesmal waren meine Befürchtungen umsonst gewesen. Ohne jede Scheu betrat sie die Kabine, als hätte es diese lebenslange Furcht niemals gegeben. Auch sie hatte sich also aufgelöst.

Die Stunde, die wir oben verbrachten, verlief ohne jede Störung. Die Stimmung war fröhlich und entspannt, bei Kaffee und Kuchen, beides wahrhaft krankenhausgerecht, die Stadt zu unseren Füßen. Mutter redete groß von den Heldentaten hier im Haus, um sich vor der Frau an meiner Seite ins rechte Licht zu rücken. Was sie dem Stationsarzt alles an den Kopf geworfen habe (in seiner Amtsbezeichnung schwankte sie zwischen »Pfarrer« und »Professor«). Dann wieder: Wie gut es ihr hier gehe, wie nett sie alle

zu ihr seien, die Mädchen und die Pfarrer. Dann wieder: Am Dienstag sei sie weg. Abgehauen, auf Nimmerwiedersehen. Am nächsten Dienstag. So wahr sie hier sitze. Nie mehr sähen die sie hier. Wenn sie erst mal wieder mit ihrem »Herzchen« zusammen sei (gemeint war der Hund).

Ich redete ihr zu, was immer sie sagte, spornte sie an, es allen zu zeigen, sich nur ja nichts gefallen zu lassen, am allerwenigsten vom Pfarrer. So hatten wir gemeinsam unseren Spaß.

Da wir nun schon einmal über den Dächern im Thron-sitz saßen, bei Schonkaffee, und die Ansicht der Stadt wie auf einer Kinoleinwand vor uns lag, schlug ich vor, ans Fenster zu treten und einzelne Gebäude zu suchen.

»Wieso denn das?! Nee!« Mutter blieb sitzen.

So zeigte ich nur Ellen die Stadt, in der ich die Oberschule bis zum Abitur absolviert hatte. Die evangelische Kirche. Burgunderroter Sandstein, ein Geschenk Kaiser Wilhelms, der hier seine Sommer verbrachte, auf dem Schloss, in dem Isaac Sinclair ... und Hölderlin wohnte gleich da. Direkt gegenüber, wo Mutter wohnte, bisher jedenfalls ... und da hinten der Feldberg, der Taunus, die gute Luft deshalb, »Champagnerluft« geheißen ... und hier, genau unter uns, das Herzstück meiner Jahre: der Fußballplatz, Spielvereinigung Nullfünf, Hessenliga seinerzeit ... als Schüler jeden zweiten Sonntagnachmittag, bei Wind und Wetter, winters mit Eiszapfen an den Ohren, zu eitel, eine Wollmütze zu tragen, oder zu heldenhaft dafür mit vierzehn Jahren? Und selbst gekickt da unten, natürlich, während der Woche, mit aller Hingabe und Wonne, gegen Mutters Verbot oder allenfalls mit ihrer Duldung. »Proletensport« nannte sie meine Leidenschaft ...

Beim Hinabschauen und Erzählen spürte ich, dass auf diesem Rechteck winterblassen Rasens mehr hängen ge-

blieben war, als ich es mir sonst eingestand. Verloren ... Deshalb musste ich wohl beim Zurücktreten vom Fenster zu Ellen sagen:

»Ziemlich hässlich eigentlich, von oben. Oder?«

Keine Antwort von ihr.

Wir brachten Mutter in ihr Zimmer zurück, verließen sie in der heitersten Stimmung, ausgelassen fast, zumal wir ihr hoch und heilig versprochen hatten, am Abend noch einmal vorbeizuschauen.

Allein eilte ich zum Bruder. Es ging um die Heimeinweisung, die Auflösung der Wohnung, den Antrag ans Sozialamt (umstritten zwischen uns), Fragen der Pflegschaft. Gleich danach in Mutters Wohnung. Nach Leibwäsche, Nachthemden, Handtüchern, Cremes gesucht. Fix noch mit der hilfswilligen Nachbarin gesprochen, sie über den neuesten Stand informiert. In meinem Kopf wanderte unterdessen der Uhrzeiger mit. Nach 20 Uhr war ein Besuch in der Klinik nicht mehr gern gesehen. Den ganzen Tag über noch keinen Bissen im Magen außer dem Stück Kuchen nachmittags. Gehetzt, aufgedreht, aber auch in dem guten Gefühl, dass alles in die gewünschten Bahnen gelenkt worden sei.

Jetzt noch eine halbe Stunde bei Mutter, dann in eine Apfelweinwirtschaft. Endlich etwas essen und die Schultern sinken lassen.

Gedämpftes Licht schon auf dem Korridor der Abteilung. Alle Türen geschlossen. Klinische Ruhe. Als schliefe bereits die ganze Station. Die Nachtschwester gluckten in ihrem Raum. Vorsichtig klopfte ich an die Scheibe, eine von ihnen stand auf, langsam und widerwillig, hob den Kopf als Aufforderung, meine Störung zu rechtfertigen. Die junge Frau hatte eine erschreckend kalte Aus-

strahlung auf mich. Selbstbezogen, ungeduldig, herrisch. Meldete gehorsamst, dass ich für die Patientin Z. frische Wäsche besorgt habe, morgen früh könne also gewechselt werden. Kopfsenken bei meinem Gegenüber: verstanden. Ende der Belästigung. Schnell zurück zum Plausch mit den Kollegen.

Mutters Zimmer taghell. Sie aufrecht im Bett, die Hände verkrampft an den Gittern zur Seite, die kein Entkommen zuließen. Zerrissen das Gesicht, voll böser Energie. Als sie uns beide wahrnahm, fing sie sofort an zu schreien. Dieses Flintenweib, diese Proletin habe sie ins Bett geworfen, obwohl sie noch gar nicht schlafen wolle. Es sei noch viel zu früh zum Schlafen, vor zehn, elf gehe sie doch nie zu Bett. Und wo der Hund sei. Sie wolle umgehend zu ihrem Hund! Schrie aus Leibeskräften, immer wieder: »Diese Drecksau da draußen!«

Morgen wolle sie weg von hier, in aller Frühe. Sie werde sich ihren Hund holen und dann – egal wohin. Nur abhauen von hier. Verspannt der Körper, aufgewühlt ihr Wille, alle Kraft in den ausgezehrten Armen am Sicherheitsgitter. So rebellierte Mutter dagegen, dass sie ins Bett gesperrt worden war und, das sah ich auf einen Blick, nicht gerade sanft.

Ellen, eingeschüchtert, streichelte Mutters Hand, diese Kralle ums Metall, beschwor sie mit weicher Stimme, doch locker zu lassen, sich zu entspannen. Mutters Knie angezogen unter der Decke, bereit zum Sprung. Es sei besser die Beine auszustrecken, für die Durchblutung. Mutter legte die Beine flach, widerwillig, versuchsweise, ohne die Hände freizugeben vom Gitter. Noch mehr Krampf dadurch in ihrer Haltung. Und zog die Knie sofort wieder an. Ich versuchte, ihren Kopf ins Kissen zu drücken. Ihr Blick zuckte suchend im Leeren der Zim-

merdecke. Sie schrie, kaum dass sie lag, sperrte sich dagegen, saß bereits wieder aufrecht. Wie viel Kraft steckte noch in diesem Menschen.

Ich redete Mutter gut zu, aber ich spürte es selbst: Meine Stimme hatte nicht mehr die Ausgeglichenheit des Nachmittags. Hungrig, müde, erschöpft. Ich halte also auch zu diesem Weib da draußen, dieser Sau, brüllte sie mich an, statt ihr zu helfen, mit aufgerissenen Augen, die weißgraue Mähne wirr vom Schädel stehend. Überhaupt sei ich ja ein anderer geworden in der letzten Zeit. Früher sei ich so lieb zu ihr gewesen. Aber jetzt, seit einiger Zeit ...

Aha, da war sie also endlich, die Spitze gegen meine Begleitung, längst erwartet, die bohrende Eifersucht gegen jede Frau, die ich ihr vorstellte. Ellen hielt sich erschrocken im Abseits, am Fußende. Für Mutter war sie längst nicht mehr vorhanden. Jetzt liebst du also sie, wollte sie mir sagen, und nicht mehr mich. Haust ab mit der und lässt mich hier im Elend verkommen.

Als hätte ich darauf gewartet (und hatte ich's denn nicht?), rastete das alte Muster sofort ein. Sie trieb mir wie nur je einen Nagel ins Herz, drehte und bohrte darin mit all ihrer bösen Lust. Jetzt war die randalierende Frau im Gitterbett nicht mehr eine verwirrte Greisin. Jetzt war sie wieder meine Mutter, so wie ich sie kannte. Der Abstand war aufgezehrt.

»Ich will nicht mehr leben! Ich spüre, dass ich nicht mehr lange lebe. Dann habt ihr endlich alle eure Ruhe!«, krächzte und zeterte sie.

Fahr doch zur Hölle, du alte Hexe, mit deiner einundachtzigjährigen Bosheit, dachte ich außer mir vor Wut. Am liebsten hätte ich ihr ins Gesicht geschlagen, dass sie endlich ihren Mund hielte, meinerwegen für immer. Riss mich los, floh aus dem Zimmer, zu dieser verdammten

Nachtschwester, die das alles ausgelöst hatte, verlangte eine Schlaftablette. Die sei doch schon ... Rückfrage bei der Kollegin. Jawoll, bereits verabreicht, werde bald wirken. Zurück ins Zimmer. Immer noch die quengelnde Zerrissenheit in Kissen und Laken. Kein Mitleid. Härte in mir. Bitterkeit. So war sie, die Alte, ihr Leben lang, bis zum letzten Atemzug. Umarmte sie, gab ihr einen Kuss auf die Wange, einen Judaskuss, um wegzukommen. Fort von ihr. Abhauen. Keinen Millimeter Distanz hatte ich mehr zuzusetzen. War hautnah in mir – Sohn dieser Mutter. Wange an Wange in der Umarmung. Erz an Stein. Zwei getrennte Leben.

Mutter liefen die Tränen runter.

»Früher war doch alles so schön. Wie nah wir uns damals waren«, jammerte sie.

»Ja, früher! Da war alles besser. Das war bei dir schon immer, seit ich dich kenne. Früher!«, entgegnete ich höhnisch. Sie schaute mich groß an, verstand nicht, was ich sagte. Oder doch? Es war mir auch vollkommen egal. Umarmte sie noch einmal und dachte dabei kalt: Du frisst mich nicht auf. Du hast dein Leben, und ich habe meines. So ist das nun einmal. Ich hab es nicht erfunden so, glaub's mir.

Und wir ließen die verwirrte Alte zurück in ihrem Bett, ein in das Gitter verkrampfter, gegen das Leben aufbegehrender Mensch.

Weich fiel die Tür hinter uns ins Schloss. Gott sei Dank!
Der Spuk vorbei.

»Die kratzt noch nicht so schnell ab«, sagte ich mit harter Stimme zu Ellen. »Die hat noch reichlich Reserven. Hast du gesehen, wie viel Kraft die hat?«

Ellen, immer noch stumm, in ihren eigenen Gedanken und Gefühlen, hatte den Kampf zwischen Mutter und mir

schweigend beobachtet. Streichelte mir über den Kopf, hatte sich eingehängt bei mir auf dem dunklen Gang.

»In fünf Minuten hat deine Mutter alles vergessen, was ihr beide gesagt habt. Du hast sie viel zu ernst genommen, das war falsch.«

Gerne wollte ich Ellens Worten glauben, aber es gelang mir doch nicht ganz. Was hieß schon verwirrt? Auch in ihrem Zustand war eben ein Stück Wahrheit aufgebrochen zwischen zwei Menschen, die eng verbunden sind, zwischen Mutter und Sohn, ein Stück seelische Wahrheit, das lebendig bleibt, in welchem Bewusstseinszustand auch immer, lebendig und wahr, und wird es bleiben, über den Tod von Mutter hinaus, als ein Stück von mir.

»Jetzt hast du meinen Schmerz gesehen«, sagte ich zu der Begleiterin an meiner Seite.

7.

Eine Villa aus der Frühzeit des vorletzten Jahrhunderts, und so selbstbewusst füllte sie auch ihren Platz im Park. Einladend die Veranda vorne, zu Seiten der Auffahrt, doch auf den zweiten Blick war zu sehen: Sie stand leer. Die nüchtern modernen Anbauten, an den Rücken der aufwendig verzierten Villa geklebt, schoben sich in den Park hinein. Mit dem Ententeich in der Mitte schien er ein bisschen von japanischer Gartenkultur inspiriert zu sein. Nur an seinem Rand hatte sich noch der ursprüngliche alte Baumbestand erhalten.

Imposant war der Park beileibe nicht, verdiente seinen Namen kaum. Doch da das Stift von anderen Kliniken und Kuranstalten umgeben war, entstand der Eindruck,

mitten in der Natur zu sein, in einem weitläufigen Waldgelände.

Vor allem aber lag das Altersheim ausgesprochen günstig. Mutter müsste nur die Straße überqueren, und sie befände sich im Kurpark. Zehn Minuten Fußweg (bei ihr eine halbe Stunde, wenn es noch ginge) zur Stadt, in die Fußgängerzone, ihre Rennstrecke seit Jahrzehnten. Sie könnte also, wenn sich noch einmal eine Besserung einstellen sollte, jederzeit ihr geliebtes Café Baumann ohne fremde Hilfe erreichen, wäre von ihrem bisherigen Leben (mit einer Handvoll vertrauter Gesichter) nicht abgeschnitten. Doch diese Überlegungen galten eher der eigenen Beruhigung. Dass Mutter nicht abgeschoben sei, rausgeworfen aus ihrer früheren Existenz. Es war immer noch schwer hinzunehmen (mit allen seinen Folgen), dass sie spätestens seit ihrem dritten Schlaganfall in anderen Grenzen lebte. Wie eng gezogen sie waren, ließ sich nur ahnen.

Mein zweiter Besuch bei Mutter im Heim. In ihrem Zimmer war sie nicht zu finden, ich schaute mich in den leeren Gängen um. Da kam sie mir entgegen, mit tastenden Tippelschritten, die Hand wie einen Fühler gegen die Wand ausgestreckt. Es dauerte, ehe sie mich erkannte. Mein erster Eindruck: ein schwachsinniges Gesicht. Langsam, ganz langsam ging darin ein Verstehen auf, ein zögerndes Lächeln, dann erst kam ein »Ach, du bist es!«, was sich aber keineswegs ganz sicher schien. Jetzt umarmten und küssten wir uns. Hatten uns wieder (so vermutete ich jedenfalls).

Ihre Haare trug sie, seit sie nicht mehr dafür verantwortlich war, nur noch à la Franz Liszt. Ein weißer Block dünnen, feinen Haares, das auf den Schultern aufsaß. An den Wurzeln restliche Spuren von Grau, die Spitzen blond (eingefärbt, von früher). Ich hatte ihr aufgeblondetes Haar

im Alter nie gemocht, sie immer überredet, die Naturfarbe herauswachsen zu lassen. Jetzt musste sie es geschehen lassen. Überhaupt hatte sie eine eigene Greisenschönheit entwickelt, seitdem sie nicht mehr hineinpfuschen konnte mit ihrem Modeideal aus den dreißiger Jahren.

Gerne ließ sie sich kämmen von mir, vor dem Spiegel im Bad, an den sie kaum mehr heranreichte, so winzig war sie geworden. Zeitlebens hatten wir beide immer einen guten Körperkontakt zueinander gehabt. Selbst in der Epoche wildester (politischer) Auseinandersetzungen blieb es selbstverständlich, dass wir uns umarmten und auf den Mund küssten bei Wiedersehen und Abschied. Aber jetzt war doch noch eine besondere Art von Zärtlichkeit dazugekommen. Wenn wir beisammensaßen, hielt ich ihr die Hand und streichelte über die trockene Haut mit den hohen blauen Stegen der Adern. Wie seidenes Papier fühlte es sich an. Manchmal gewann Mutter dadurch für Augenblicke selbst Interesse an ihren Händen, streckte die Finger aus, dehnte sie gegen die Gicht, die sie nach innen gebogen hatte.

»Guck dir mal diese alten Krallen an. Schrecklich, nicht?«, stellte sie fest, so sachlich, als wäre es eine fremde Hand. »Ach, es ist nichts mehr mit mir.«

Oder es fiel ihr auf, wie wenig Schmuck sie besäße. Ihr ganzer schöner Schmuck. Alles müsse ihr gestohlen worden sein.

Nachdem ich sie im Bad gekämmt hatte, wollte ich fix noch ein paar Strümpfe waschen. Das rief ich ihr ins Zimmer nach. Sofort kam sie zurückgerannt. Sie müsse »Pippi«.

»Mach ruhig«, sagte ich. »Das stört mich nicht.«

»Ja, gut«, meinte Mutter, zögerte, überlegte, entschied sich dann doch anders.

»Nein, ich warte, bis du fertig bist.«

»Ich schau auch bestimmt nicht hin«, lachte ich.

»Nein!« Sie blieb dabei, verschwand im Zimmer.

Ich war immer noch bei der Wäsche, da stand sie abermals im Bad. Sie müsse jetzt doch. Und setzte sich sofort auf die Schüssel. Ich war erleichtert, dass sie überhaupt noch die Toilette benutzte, ich hatte schon meine Zweifel gehabt. Über den Spiegel beobachtete ich sie, dass sie die Hose richtig aus- und wieder anzog, ob ihre Unterwäsche sauber war. Alles hatte seine Ordnung. Abgewandt von mir, als wäre sie so sicher vor meinen Blicken, richtete sie sich die Kleidung, mit umständlichen Bewegungen und so konzentriert, als müsste sie sich jeden Griff vorher genau überlegen, als wäre das alles gerade frisch einstudiert und säße noch nicht richtig.

Draußen lockte ein schöner Nachmittag. Warm schon die Sonne, und Vögel sangen. Es roch nach Frühling, obwohl es erst Ende Februar war. Eingehakt spazierten wir im Park herum, mit kleinen Schritten, eine halbe Stunde lang. Ich zeigte ihr die Amsel im Gebüsch, die gelben Würstchen der Haselnuss, die vom Frost verbeulten Hagebutten, zog einen Zweig heran. Sie solle die roten Kapseln befühlen. Wie sie hießen, wusste Mutter nicht mehr, auch nicht, dass im Sommer an diesem Busch die Rose blühte. Doch erkannte sie die Namen gleich wieder und stellte dabei fest, mehr für sich selbst:

»Ach ja, du hast dich ja immer um so was gekümmert.«

Beim Gehen fragte ich sie nach den Städten ihres Lebens. Aachen, Berlin, Breslau – was kam dann?

»Weiß ich nicht.« Wenn ich es ihr sagte, tauchte es wieder auf und mit den Namen auch ein paar wenige Erinnerungen, Personen.

»Kannst du dich noch an Lisa erinnern?« Lisa war über viele Jahre ihre engste Freundin gewesen, Frau des Schrift-

stellers Max Everwien, aus Berlin. Seit mehr als zwanzig Jahren war sie tot.

»Natürlich! Wir waren doch dicke Freunde. Aber ich habe lange nichts mehr von ihr gehört. Ja, das stimmte: Lisa ... Warum meldet die sich nicht mehr? Vielleicht ist sie schon tot.«

Mutter hatte jetzt ihre eigene Art, zwischen den Zeiten zu wandern, genauer gesagt: darüber hinweg. Sie lebte synchron in ihren verschiedenen Epochen, und nur die Belichtung schwankte von Mal zu Mal. Heute zum Beispiel wusste sie meinen Namen und den des Bruders und verwendete sie wie selbstverständlich. Dafür waren ihr die Namen der eigenen Brüder entfallen.

»Du hattest doch drei Brüder. Wie hießen die?«

»Josef.«

»Alle drei?«

»Ja, Josef.«

Josef. Nur er, immer wieder, der älteste Bruder. Dabei hatte in den letzten Jahrzehnten, zu meiner Lebenszeit, kaum mehr ein Kontakt zu ihm bestanden, eher schon zu ihrem jüngsten Bruder, der uns hin und wieder besuchen kam. Dennoch: Sein Name blieb versunken. Nur die brüderliche Autorität des Ältesten aus Kindertagen saß in ihrem Gedächtnis fest.

Doch das dünn gewordene Netz der Erinnerungen half Mutter auch – und uns. Selbst der Hund, der letzte Gefährte, war jetzt davon betroffen. Immer seltener fragte sie nach ihm. Verlass aber war darauf nicht. Plötzlich konnte sie wieder sehr drängend werden.

»Warum bringt ihr mir den Kleinen denn nicht mit?«, jammerte sie, dass es schwer wurde auszuweichen. Oder sie weinte still vor sich hin. »Ich hab so Sehnsucht nach dem Kleinen. Ich glaube, er lebt nicht mehr.«

Dazu sagte ich nichts. Ich fing von etwas anderem an, um sie abzulenken. Das gelang auch immer rasch.

Neulich hatte sie den Bruder gefragt, ob der »Kleine« inzwischen schon in die Schule gekommen sei. Diese Wendung in ihren Gedanken gefiel mir gut.

»Ja, der Kleine sitzt gerade in der Schule und lernt fleißig Rechnen. Jetzt hat er keine Zeit. Aber im Sommer, wenn er Ferien hat, kommt er dich besuchen. Ganz bestimmt.«

»Ach, Sommer. Bis dahin. Das erlebe ich doch nicht mehr. Da bin ich schon längst tot.«

»Was, du zähes Knüstchen? Du überlebst uns alle. Du wirst hundert Jahre alt, wart's mal ab.«

»Ja, zäh bin ich.« Mutter lachte geschmeichelt.

Aber die frühere Lebensgier war nicht länger in ihr. »Es ist nichts mehr mit mir. Warum lebe ich denn eigentlich noch?«

»Du hast es doch gut hier. Was fehlt dir denn? Freust du dich nicht, wenn du morgens aufwachst?«

Ganz trocken, ohne auf Wirkung von außen bedacht – so sprach sie jetzt immer. Deshalb klang alles ehrlicher und glaubwürdiger als früher so oft: »Nein. Wieso soll ich mich denn darüber freuen?«

»Und wenn das Frühstück kommt, der frische Kaffee, die Brötchen. Freust du dich darüber?«

»Nö, wieso? Ist doch jeden Tag dasselbe.«

»Und wenn die Sonne scheint, du hörst die Vögel singen. So ein Tag wie heute?«

»Ja, das ist schön. Das gefällt mir.«

Dazwischen weinte sie, ein herzliches, heftiges Weinen, nicht still nach innen. »Was meinst du, wie ich gleich weine«, schluchzte sie, »wenn du wieder weg bist!« Insofern war ihr doch ein Zeitgefühl geblieben, ein Gefühl auch von Zukunft. Immer erlebte sie unser Zusammensein als

begrenzt und bedroht, fürchtete sich vor dem Nachher. Mehrere Male weinte sie mir gleichsam vor, wie sie später weinen würde, wenn ich gegangen sei.

»Und wann kommst du wieder?«

»Ich komme ganz bald wieder, in wenigen Tagen schon.«

»Ja, so bald schon?« Sie schniefte sich das Weinen weg, lachte. Und brach ab sofort.

»Wenn ich dann noch lebe. Das kann jetzt ganz schnell gehen.«

Von ihrem Sterben redete sie oft jetzt. Dabei war der Tod für sie selbst nie in Betracht gekommen, bis vor Kurzem noch. Es klang sachlich, wie sie neuerdings darüber sprach. Das Sterben war etwas Unangenehmes, das auf sie wartete. Ein bisschen fürchtete sie es, aber der große Schrecken war es nicht. Dazu hielt sie wohl zu wenig mehr am Leben.

Wie war das zu verstehen, wenn sie sagte: »Mit mir ist nichts mehr, das siehst du doch. Was ist eigentlich los mit mir?« Ich hielt es für möglich, dass sie damit auf ihre Situation hier im Heim anspielen wollte, dass Erinnerungen sie berührten an ihr früheres Leben in Selbstständigkeit.

»Du bist jetzt bei Menschen, die dir helfen, die nach dir sehen, wenn es dir mal schlecht geht.«

Das mochte sie ablenken von der eigentlichen Antwort auf ihre Frage »Was ist eigentlich los mit mir?«. Vielleicht kam ihr so das Erinnern an ein Früher, an dem sie ihr jetziges Leben als Verlust erlebte und den Rest an Widerstandskraft dagegenstellte und sei es nur ein irritiertes Fragen.

»Was ist eigentlich los mit mir?« Darauf war schwer zu antworten, wenn ich ehrlich bleiben wollte.

Von der Bank am kleinen Weiher tippelten wir zurück auf Mutters Zimmer. Dort verfiel sie auf ihr Zigaretten-

ritual. Das Päckchen steckte in ihrer Handtasche, und die hing an einem Haken im Badezimmer. Hin und wieder, wenn sie die Tasche sah (stundenlang konnte sie sie nicht wahrnehmen, dann in einer Viertelstunde siebenmal): Wenn sie die Tasche sah, erinnerte sie sich – manchmal – an die Zigaretten darin und bekam Lust zu rauchen.

Wir gingen auf den Gang hinaus. Zum Rauchen war die Nische mit dem Fernsehgerät vorgesehen, wo die Heimbewohner sich tagsüber zusammensetzen konnten, allein oder mit ihren Gästen. Nur dort standen auch Aschenbecher. Mutter schaute in die Runde. Drastische Abwehr in ihrer Mimik. Dort wollte sie nicht sein. Bevor sie dafür Worte gefunden hatte, schnappte ich mir einen Aschenbecher und suchte ein alleinstehendes Sofa für uns.

Mutter rauchte hastig, mit zitternder Hand. Ein Genießen ging nicht aus von ihrem Rauchen. Eher der Drang, auch das hinter sich zu bringen, auch damit fertig zu sein. Eine Frau mit einem Plastikbecher in der Hand schlurfte heran und bat mich um Wasser. Um kaltes, frisches Wasser, obwohl sie es auf ihrem Zimmer hatte. Ich besorgte ihr das Wasser.

»Sie sind der liebste Mensch, dem ich je begegnet bin«, bedankte sie sich überschwänglich und taperte davon mit ihrem Schatz.

Auf dem Rückweg kamen wir an Frau B. vorbei, die schon seit Längerem in diesem Heim lebte. Auf eigenen Wunsch war sie hergekommen, damals noch klar bei Verstand. Mittlerweile hatte sich auch ihr Verstand verwirrt. Sie war die Mutter meines Freundes Ulrich, der zu Weihnachten Mutter das Königsberger Marzipan vorbeigebracht hatte. Natürlich kannten sich die beiden Frauen

von früher. Allerdings hatten sie einander nie gemocht. Ulrichs Vater, früh verstorben, hatte seinerzeit ein starkes Faible für meine Mutter gezeigt. Das konnte seiner Frau nicht gefallen. Die Abneigung zwischen zwei Frauen, die daraus erwächst, ist herzlich und tief und währet ein Leben lang.

Lebhaft erinnerte ich mich an meinen Abschlussball im Prunksaal des feinsten Hotels von Bad Homburg. Das Ehepaar B. und Mutter hatten damals an einem Tisch gesessen (wohl weil die Söhne befreundet waren), alle drei aufs Festlichste herausgeputzt. Obwohl ich natürlich ganz andere Dinge im Kopf hatte, bekam ich mit, dass Herr B. Mutter immer wieder zum Tanz aufforderte. Wenn die beiden dann lachend, mit geröteten Gesichtern an den Tisch zurückkamen und ihr angeregtes Plaudern fortsetzten, saß Mutter B. schweigend daneben und steckte sich eine Zigarette nach der anderen an. Zum Abschied verabredete man eine Wiederholung dieses angenehmen Abends bei B.s, und Mutter hatte noch eine Weile vom Charme und von der Tanzkunst ihres Partners in Ritters Parkhotel geschwärmt. Zu der abgesprochenen Einladung ist es nie gekommen.

Jetzt teilten die beiden Frauen die Bleibe ihrer letzten Jahre. Frau B. saß in einem Sessel. Ich begrüßte sie, gewohnt vertraut. Mutter blieb abseits. Was tun jetzt? Ich stellte die beiden einfach einander vor. Frau B. schaute mich an, als wäre ich meschugge. Ich fragte sie, ob sie Mutter denn schon mal hier getroffen habe.

»Ja, ja, ja!«, rief sie so laut, dass es für den ganzen Gang reichte. Da sie schwerhörig war, bestätigte sie alles und jedes mit diesem dreifachen »Ja!«, umso kräftiger, als sie damit beweisen wollte, dass sie einen verstanden habe, auch wenn das wohl nur selten der Fall war. Dabei

beachtete sie Mutter überhaupt nicht, hing nur an mir mit ihrem Blick. Mutter stand daneben, halb weggedreht, so allein, als wäre sie der einzige Mensch auf diesem Planeten, wusste nicht wohin mit sich. Jetzt fragte ich sie, ob sie manchmal Frau B. hier begegne.

»O ja!«, antwortete sie aus tiefster Überzeugung, doch ihr glaubte ich ebenso wenig. Reste von Höflichkeit? Jetzt streckte Mutter der Rivalin von einst sogar die Hand hin, verbeugte sich, neigte den Kopf dabei wie ein artiges kleines Mädchen. Aug in Aug die beiden – wirklich? Ich versuchte, etwas aus dem Verhalten dieser beiden verwirrten alten Menschen zu schließen, doch ich kam zu keiner Lösung. Hatten sie sich nun schon einmal hier gesehen oder nicht? Nahmen sie einander überhaupt noch wahr? Setzten sie womöglich ihre Altersschwäche ein, um lebenslange Animositäten dahinter zu verstecken, Bravheit vorzuführen, uns, ihren Söhnen, um sie zufriedenzustellen? Und später, hinter unserem Rücken, würden sie einander wieder schneiden und aus dem Weg gehen wie zwei völlig fremde Menschen?

Trotz Mutters herzerreißenden Abschiedstränen verließ ich das Heim in froher Stimmung. Ich kam wirklich gern hierher. Wie viel es in dem Heim zu sehen und zu lernen gab! Welche Erfahrungen lässt unsere Gesellschaft sich entgehen, räsonierte ich auf den Sandwegen des Kurparks, die jahrelang meine Schulroute gewesen waren. Was alles könnten wir Erwachsenen, aber gerade auch die Kinder in ihrer Lebensneugierde von unseren verrückten Alten lernen.

8.

Vor Weihnachten bereits hatte der Bruder beim hiesigen Amtsgericht eine Pflegschaft für Mutter beantragt. Nur so war es möglich, ihre bisherige Wohnung aufzulösen. Eine Rückkehr Mutters dorthin hätte nicht nur ihr eigenes Leben bedroht, sondern auch das der Hausbewohner. Irgendwann im Frühjahr tauchte eine Rechtspflegerin im Altersheim auf und befragte sie.

R: Frau Z., sind Sie denn grundsätzlich damit einverstanden, hier zu sein?

M: Ich weiß gar nicht, was die Anhörung hier soll, warum ich sagen soll, ob ich mich hier wohlfühle oder nicht.

R: Frau Z., ich bin heute gekommen, um Sie zu dem Antrag Ihres Sohnes anzuhören. Ihr Sohn beantragt bei mir die Genehmigung zur Auflösung Ihrer Wohnung. Können Sie sich daran erinnern, wie Ihre Wohnung eingerichtet ist?

M: So im Augenblick nicht.

R: Sagen Sie mir doch einfach mal, ob Sie sich hier wohlfühlen. Kommen Sie zurecht, hier in diesem Zimmer?

M: Nein, auf die Dauer nicht. Ich möchte wieder zurück in meine eigene Wohnung.

R: Ihr Sohn meint, dass Sie in einem Heim wie diesem hier besser aufgehoben wären. Was halten Sie davon?

M: Nein, ich bleib zu Hause, genau wie ich es gewöhnt bin.

R: Sie fühlen sich dort am wohlsten?

M: Ja.

R: Fühlen Sie sich hier nicht wohl?

M: Nee. Ich fühle mich vielleicht insoweit wohl, dass ich jetzt wieder weggehe von hier. Bis jetzt war ich ja hier, wie soll ich sagen, ein bisschen zu Besuch. Ich möchte zurück in meine alte Heimat. Dort, wo ich gewohnt habe.

R: Frau Z., wie war denn das früher? Haben Sie sich noch in letzter Zeit selbst versorgt? Haben Sie gekocht?

M: Ja, was soll ich da sagen? Ich weiß gar nicht mehr, was ich hier anfangen soll. Weg oder soll ich zu Hause bleiben oder was ich soll.

R: Was wollen Sie denn, Frau Z.?

M: Also ehrlich gesagt: Ich möchte hier raus nach Hause.

R: Warum möchten Sie denn hier raus?

M: Nee, weil ich keine Lust habe, hier zu sitzen. Ich will wieder in meiner Behausung sein. Oder ist das nix? Ist da was falsch?

R: Das ist schon was. Nur muss es halt so sein, dass Sie wirklich versorgt sind. Dass Sie regelmäßig Nahrung zu sich nehmen können, dass Sie warmes Essen haben.

M: Nee.

R: Was nee?

M: Hab ich nicht so gerne. Also am allerbesten ist, ich werde hier abhauen. Ich hab den Eindruck, als wär hier irgendwas zusammengewürfelt. Das hätte ich nie von meinem Sohn gedacht, dass er mich in eine solche Situation bringen würde. Das ist doch eine Unverschämtheit ohnegleichen. Der hätte doch vorher kommen müssen und sagen: Mami, das ist so und so. Aber hier mit allen möglichen Dingen anfangen, so was bin ich nicht gewöhnt. Und wenn ich aus dem Fenster rausspringe.

R: Ihr Sohn hat mir geschrieben, dass Sie hier im Stift besser aufgehoben seien. Sie hätten hier regelmäßige Ver-

sorgung. Es kann nicht gleichzeitig die Wohnung aufrechterhalten und die Heimkosten gezahlt werden. Das ist leider keinesfalls möglich.

M: Also ich bin fertig mit meinen Nerven. Ich weiß nicht mehr ...

R: Frau Z., waren Sie jemals berufstätig?

M: Ja.

R: Was war denn Ihr Beruf?

M: Privatsekretärin von Doktor G. Die war's.

R: Sie sagen also, Sie seien Privatsekretärin von Herrn G. gewesen?

M: Ja, ja, ja!

R: In welcher Zeit war das denn?

M: Ja, das kann ich auch nicht mehr so genau sagen.

R: Was haben Sie denn für eine Ausbildung gemacht?

M: Vor allen Dingen hab ich Abitur gemacht und all diese Dinge, die man haben muss, wenn man so hohe Dinge angeht. Und das war eine hohe Sache mit Doktor G.

R: Was war denn das für eine Sache?

M: Ach, was soll ich sagen. Leute, jetzt noch mal zusammenreißen!

R: Frau Z., können Sie mir sagen, wann Sie geboren sind?

M: Zweiter Februar? Zweiter Dezember? Das weiß ich jetzt auch nicht.

R: Aber Sie können mir noch sagen, wo Sie geboren sind?

M: In Mülheim an der Ruhr.

9.

Später als geplant kam ich ins Heim, es ging schon auf vier Uhr nachmittags zu. Diesmal war Mutter an einem Platz, an dem ich sie bisher noch nie vor-gefunden hatte: auf dem Sofa in der Klön-Ecke, mit drei, vier anderen Frauen, direkt neben dem laufenden Fernsehgerät. Obwohl sie auf den Bildschirm schauen konnte, nahm sie die Kiste, so laut sie auch dröhnte, gar nicht wahr, kehrte ihr halb den Rücken zu. Die Serie des Privatsenders spielte sich auf einem fernen Erdteil ab, weiß Gott, und auch in den Gesichtern der anderen Frauen las ich keine Spur von Anteilnahme.

»Ach, da ist ja der Michael?«, sagte Mutter, fragend, nicht so erstaunt wie sonst, wenn ihre Augen von weither kamen und mich einkreisten, ehe sie mit einem schwachen Leuchten zu erkennen gaben, dass mein Gesicht bekannt war.

»Oder bist du der W.?«

Die Namen beider Söhne waren Mutter parat, sie schien heute wacher zu sein. Ihr Gesicht wirkte glatt und ausgeruht, ohne jede nervöse Verspannung. Ich klemmte mich neben Mutter auf die Lehne des Sofas, mit dem Knie an die Seitenwand des Fernsehers stoßend. Schöne junge amerikanische Menschen an der Wölbung des Glases. Wenn sie sich nur nicht so laut unterhielten! Vollkommen bizarr hier im Raum ihre Stimmen, dieses kräftige, heiter schwingende Organ, angriffslustig, vital.

Um dem amerikanischen Traumalltag zu entkommen, schlug ich einen Spaziergang vor. Ich wollte Mutter im Park den Frühling zeigen mit seiner erfrischenden Luft.

»Oh ja!« Mutter war Feuer und Flamme.

»Und wie lange bleibst du denn?«, fragte sie, die Stirne kraus voller Angst. Obwohl ich noch den Bruder treffen musste (um Fragen der Wohnungsauflösung zu klären), antwortete ich mit aller Ruhe, zu der ich fähig war: »Ich bleibe lange. Lang genug.«

»Ja?« Mutters Augen strahlten. Doch es hielt nicht vor. In fünf Minuten und immer wieder während unseres Zusammenseins würde sie mir die gleiche Frage stellen.

Kein glänzender Frühlingstag. Bewegte Wolken hielten dicht, ließen die Sonne nicht durch. Wir gingen unsere Runde. Vorbei am Ententeich mit zwei eitlen Erpeln, über einen Holzsteg, ein kurzes Stück Wiese, zurück zur Auffahrt, dem Pfeil »Für Lieferanten« folgend über den Parkplatz, auf einen Bungalow zu. Harte Kehre, und wieder zum Ententeich.

Mutter hatte sich eingehakt, machte kleine wacklige Schritte. Ab und zu blieb sie stehen, schaute sich um, drehte sogar den Kopf.

»Wo sind wir denn hier?«

Sie fragte so, als hätten wir längst die vertrauten Wege verlassen auf einer langen Wanderung und bewegten uns im Unbekannten, in der ganzen erschreckenden Weite dieser Welt. Trieb sie die Sorge, darin verloren zu gehen?

In den Beeten blühten Krokusse und Primeln, auf der Wiese Gänseblümchen.

»Schau mal, wie schön es hier blüht!«

»Aha«, sagte Mutter, nahm den Kopf sofort wieder beiseite. Ein Blick war ihr genug.

»Wie heißen die Blumen dort?«

»Weiß ich nicht. Woher soll ich das wissen?«

»Heißen sie Krokus, Gänseblümchen?«, buchstabierte ich ihr vor.

Sie überlegte, die Blumen im Rücken. Dann hatte sie ihre Entscheidung getroffen.

»Nein!«, stellte sie fest, entschieden genug, abschließend.

Das mitklingende »Nun lass mich aber damit zufrieden!« musste ich mir gesagt sein lassen.

»Welchen Monat haben wir eigentlich?«

»August, September, Oktober ...«, zählte Mutter leise auf, jedes Wort prüfend. Die Monatsnamen konnte sie alle noch, von Januar an, korrekt und ohne Stocken. Aber auf die Jahreszeiten kam sie nicht. Winter und Sommer sagten ihr nichts mehr, die Monate waren nur noch Namen, trugen keine Erinnerung mehr an Wärme und Kälte, an Sonne oder Schnee.

»Es war ziemlich kalt zuletzt«, meinte ich. »Ich glaube, da hatten wir Winter.« »Kalt? Nein. Es war doch nicht kalt.«

Auch dieses Thema versandete. Jeder Frage, die vielleicht Konzentration verlangte, entzog sie sich. Es war un bequem, schmerzte sie womöglich. Was war denn schon wichtig? Der Juckreiz an den Beinen. Dass ich jetzt ging neben ihr. Dass kein Hunger sie trieb oder Durst.

Auf einmal sang Mutter, sang eines ihrer lebenslangen Lieder.

»Weißt du, was es heißt – Heimweh?« Sie sang den Refrain, die erste Strophe, sogar ein paar Zeilen der nächsten. Manche Melodien und Texte also waren noch in ihr, eingepägt wie Kinderreime. Auch die Zahlen kannte sie noch, wie die Monatsnamen, aber sie hingen in der Luft, ohne Zusammenhang, jenseits allen Bedeutens.

»Und wie geht es dem Kleinen?«, fragte Mutter kurz vor der Wende zum Bungalow. Wenn ich sie nicht aufhielte, lief sie gegen die Wand, so wenig achtete sie auf ihre Umgebung, derart blind vertraute sie sich mir an.

Erst jetzt erkundigte sie sich nach dem Hund. Auch er also versunken, tauchte aber immer wieder unversehens empor aus irgendwelchen Tiefen, so wie die Nachbarin oder der Vermieter ihrer Wohnung, nach denen sie heute mehrmals fragte.

»Oh, dem Hündchen geht's richtig gut. Der lernt brav in der Schule, die Lehrer sind alle zufrieden mit ihm. Am besten kann er rechnen. Im Sommer, wenn er Ferien hat, kommt er dich besuchen.«

»Warum kommt er dann nicht jetzt schon?«

»Er hat immer so viele Hausaufgaben auf.« Das reichte.

»Da, die Forsythie, sieh mal! Kannst du dich noch erinnern, wie wir früher ihre Zweige abschnitten und in Vasen stellten, im Winter? Und dann blühten sie auf im warmen Zimmer, und draußen war alles kahl, manchmal lag sogar Schnee. Und bei uns blühte es. Einmal sogar genau an Weihnachten. Weißt du das noch?«

Mutter hatte aufmerksam zugehört.

»Ja, ich erinnere mich«, sagte sie, und es lag genug Teilnahme in ihrer Stimme, dass ich ihr es abnahm. Ein schönes Gefühl, wenn es gelang, etwas freizulegen und ein paar Bilder ihres früheren Lebens in ihr aufzuwecken.

Ob sie überhaupt noch lesen konnte? Als wir wieder die Lieferantenauffahrt hochgingen, ließ ich sie die Aufschriften der Autos lesen. »Autohaus Körbel in Friedrichsdorf/Taunus« kam es ohne Zögern. Daneben ein Aufkleber des Frankfurter Eishockeyklubs »Die Löwen«, in Rundlauf geschrieben.

Mutter beugte sich darüber, schaute, schüttelte den Kopf. Nichts. Ich buchstabierte ihr vor: »Frankfur...«. Nichts. Mutter hatte sich abgewendet, tippelte allein davon.

Und sang ihr Lied. »Weißt du, was es heißt – Heimweh?« Keine Spur von Ungeduld in ihrer Stimme oder

von Verärgerung über ihr Versagen. Das, was sie früher in so hohem Maß besaß und dem rückhaltlos sich hinzugeben sie ein Leben lang gewohnt gewesen war, auf den steilen Wogen ihres Temperaments – alles schien gedämpft und weggenommen in ein grenzenloses Vergessen.

Die einzige Unruhe, die ich in ihr spürte, verriet sich in der ständig wiederholten Frage »Und wie lange bleibst du denn?«. Da war die Angst, die Angst vor dem Alleinsein. Nichts mehr vor sich zu haben, außer Essen und Schlafen, buchstäblich nichts mehr –

Ich ließ mir ihre Mahlzeiten von heute beschreiben. An den Kaffee des Frühstücks erinnerte sie sich gern.

»Der Kaffee ist gut«, sagte sie. »Zwei Tassen trinke ich davon.«

»Und dazu?«

»Ein Butterbrot«, sagte sie.

»Keine Brötchen?«

»Brötchen? Weiß ich nicht. Ich esse mein Butterbrot, und Kaffee. Der ist gut hier.«

Wir gingen zurück in ihr Zimmer, das sie mit einer Frau teilte, die ihr Bett nicht mehr verlassen konnte und ständig schlief (oder so tat). Nicht ein Mal hatte ich sie aufrecht in den Kissen sitzen sehen. Sie schien in die Kissen und Laken hineingewachsen zu sein. Alles Fleisch weggezehrt vom Schädel. Ihr Haar war dünn wie Spinnengewebe. Ohne den Halt der Zähne klappte im Gesicht das Loch des Mundes. Ihre Augen wanderten nicht, sie schauten geradeaus, schräg hoch zur Decke. Mein lautes Grüßen bei Eintreten und Abschied wurde niemals erwidert.

Vor einigen Tagen war Frau D. fünfundneunzig Jahre alt geworden, und der Oberbürgermeister hatte es sich nicht nehmen lassen, ihr als einem der ältesten Men-

schen der Stadt einen Präsentkorb zu schicken. Mit einiger Genugtuung erzählte mir der Heimleiter davon. Ich rang um meine Fassung, denn ich stellte mir opulentes Gedränge im Bastgeflecht vor, von wuchtigen Schleifen verziert: in die füllende Holzwolle eine Flasche Sekt gedrückt, den in Plastikfolie eingeschweißten Rollschinken, die Dose Leberpastete, vielleicht auch einen Bildband der Stadt – »Gestern, heute, morgen« etwa, der die Zukunftserwartung der Gemeinde mit oberbürgermeisterlichem Optimismus bis ins Jahr 2050 auszieht –

Bisher hatte Mutter auf ihre Zimmernachbarin kaum reagiert, und wenn, dann nur mit einem wegwerfenden Kopfnicken in ihre Ecke, einer abwinkenden Hand.

Heute, an diesem klareren Tag, trat sie ans Bett, drückte ihr die Hand, fragte: »Haben Sie schon geschlafen, ja?« und bot ihr etwas zu trinken an. Aus den Kissen drang ein tiefer Laut, nach mehrfachem Ansetzen, der auf ein »Ja« deuten ließ. Mutter suchte ein Glas, wackelte ins Bad, fand auch dort nichts, hatte ihr Anliegen wohl mittlerweile wieder vergessen, setzte sich auf den Stuhl, der ins Zimmer gerückt war, mit dem Park, durch den wir eben gegangen waren, im Rücken. Mehrmals hatte ich den Stuhl umgedreht und versucht, Mutters Blick auf die Natur draußen zu lenken. Sie mochte es nicht.

Auf dem Tisch lagen verstreut die gerahmten Bilder herum, die ich nach dem Einzug hier über das Bett gehängt hatte, um etwas von ihrer vertrauten Umgebung für sie zu retten. Mutter, gegen Ende des Kriegs, mit den beiden Buben, feingemacht, meinen Brüdern, in Breslau am Flügel sitzend oder im Garten Blumen gießend – Fotos, die Mutter einmal über alles geliebt hatte, als Beweise früheren Glücks, an denen sie sich immer wieder aufgerichtet hatte.

Gestern, hatte mir der Bruder gesagt, habe sie sie von der Wand gerissen, so heftig, dass die Aufhänger an den Nägeln geblieben waren. Sie hatte ihre gesamte Habe zusammengepackt, den Kleiderschrank leer geräumt, um abzuhausen – in ihre Wohnung zurückzukehren. Jetzt fragte ich sie, ob ich die Bilder nicht doch wieder aufhängen sollte.

»Nein«, meinte Mutter. »Wieso denn?« So blieben sie auf dem Tisch liegen.

Als sie mich hinausbegleitete, blieb Mutter noch einmal am Bett der Zimmergenossin stehen, hielt ihr blasses Händchen, streichelte sie.

»So, jetzt schlaf noch mal ein bisschen, ja?«, sagte sie mit einem ganz ernsten Gesicht. Sie erinnerte mich dabei an ein Kind, wie es mit seinen Puppen umgeht. Diese altkluge Wichtigkeit, mit der es die Erwachsenen nachahmt. Sehr rührend Mutters Versuch, sich abzusetzen von dem noch Schwächeren, noch Hilfsbedürftigerem. Dabei hatte ich den Eindruck, dass ihr Eingehen auf die Bettnachbarin auch an mich gerichtet war. Dass sie mir beweisen wollte, was sie noch alles könne, im Vergleich zu dieser Frau D. etwa.

Wie ich die beiden greisen Schwestern in ihrem kümmerlichen Beieinander sah, war ich froh, dass sie ein Zimmer teilten, und sei es nur für dieses Händehalten einmal im Monat. Die letzte Wärme, von Mensch zu Mensch gegeben, Haut an Haut, das Nestbegehren jeder Kreatur, solange das Herz in ihr pocht.

10.

Ostern stand vor der Tür, und ich überlegte mir, woran Mutter Freude haben könnte und ihr vielleicht auch noch eine Ahnung von Ostern käme. Osterglocken, bunte Eier, Schokoladenhasen? Jedem weiteren Gedanken fiel die Einsicht in den Rücken: Es geht nicht mehr. Blumen? Mutter würde sie stehenlassen und sofort vergessen, bis ein Pfleger sie vertrocknet forttrüge, wenn sie sie nicht vorher irgendwann mit fahrig suchenden Händen zerpfückte, die Vase umwarf, sich schneiden könnte an den Scherben. Süßigkeiten? Entweder sie steckte sich sofort alles in den Mund, oder sie verlegte es auf Nimmerwiedersehen.

Nein, Geschenke konnte ich Mutter nicht mehr machen. Erst jetzt spürte ich, welchen Verlust es bedeutet, wenn Menschen diese kleinen bescheidenen Freuden einander nicht mehr bereiten konnten. Unsere Begegnungen waren die schiere Gegenwart, kannten kein Morgen mehr.

Nur noch ein Ostern mit Mutter. Dieses. Ein nächstes gab es nicht mehr.

11.

Frühlingsexplosion just zu Beginn des Mais. Der Kurpark vor dem Altenstift schwelgte im Blühen. Losgelassen die Düfte, die Farben flossen über. Dieser Frühling bot so vieles so unversehens rasch, dass es mein Wahrnehmen

überforderte. Als wehrten sich die Sinne gegen eine solche Fülle. Ich hätte mir alles behutsamer gewünscht: das Aufspringen der Knospen, ihr Einrollen, Vertrocknen, Abfallen. So kam es mir vor, als erlebte ich die Tage dieser herbeigesehnten Jahreszeit wie hinter einem Schleier. War das der Grund, dass ich sie – zum ersten Mal? – als schwer empfand? Ihre Schönheit stimmte mich traurig. Der Genuss stand unter Zeitdruck.

Mutter wollte ich das Fest der Natur natürlich zeigen. Ich überredete sie zu einem Ausflug in den Kurpark. Gerade eine Straße war zu überqueren – und lag doch in einer anderen Welt.

Der Siamesische Tempel (feuerzungenflammender Drache in Gold und Rot) umrahmt von zwei japanischen Kirschen. Das hohe Gesträuch war eine einzige gewaltige Blüte in Rosé.

Natur war Mutters Sache nie gewesen. Doch in meiner Sorge, sie möchte stumpfen Auges an dieser Herrlichkeit vorbeistapfen, zum letzten Mal vielleicht, machte ich sie auf die bunten Farben aufmerksam, ließ sie an den Blüten riechen, ihre intensive Süße. Frühling! Mutter sagte brav »Ach ja, wie schön« oder brach sogar in ein »Oooch –« aus. Doch ihr Staunen schien eher ein Zugeständnis an meine Begeisterung.

Die Namen der gängigen Pflanzen versunken. »Gänseblümchen« lag ihr auf der Zunge, aber sie schaffte es nicht mehr.

Ein anderes Wort dagegen war ihr zurückgegeben worden. Angesichts der vielen Hunde, die an der Seite der Frühlingsbummler die Parkwege rauf und runter rannten, war nicht mehr von dem »Kleinen« die Rede. Jetzt hieß es bündig »Hund«.

»Wann kommt der Hund zu mir zurück?«

»Der Kleine? Der ist doch in der Schule. Momentan hat er wenig Zeit.«

Mutter lachte darüber, als wollte ich sie auf den Arm nehmen. Wie kann ein Hund denn in die Schule gehen? Das drückte sie zwar nicht in Worten aus, aber ihr Lachen bedeutete das wohl.

»Wo ist der Hund? Ich will meinen Hund wiederhaben! Ob er überhaupt noch lebt? Ich glaube, der lebt gar nicht mehr. Der ist tot.«

Meine Augen hatten genug mit dem Frühling zu tun. Von einem blühenden Holunderbusch bekam ich den Blick nicht los. Doch auch sein Weiß wusste keine Antwort darauf. Ob Mutter jetzt wieder diese von innen hochsteigende Ungeduld erfassen würde? Aber ich musste mir keine Sorgen machen. Mit aller Bestimmtheit meinte sie: »Wenn er tot ist, kauf ich mir einen neuen!«

Der Gefährte war also wieder aufgetaucht in ihrem Bewusstsein, obwohl sie mich gleichzeitig auch nach dem »Kleinen« fragte, der bei ihrem ältesten Sohn sei.

»Sag mal, wie ist der Kleine eigentlich zu ihm gekommen? Das ist doch kein eigenes Kind von dem?«

Nein. Der Kleine sei ihm zugelaufen, entgegnete ich. Und neulich habe er ihn adoptiert.

»Ja?« Mutter hob die Stimme, als wäre sie sehr einverstanden mit dieser Lösung. Ein dringendes Bedürfnis, den »Kleinen« zu sehen, hörte ich nicht aus ihrem Reden, und auch ihren Wunsch nach einem neuen Hund nahm ich nicht allzu ernst. Als sie vorher dagegen von ihrem Flügel gesprochen hatte, auf dem sie doch so gerne spielen wollte, da waren ihr die Tränen gekommen. Im Vergleich dazu klang die Geschichte mit dem Hund geradezu nüchtern.

So wenig sie die Pflanzen interessierten, ihr Blühen und Duften, so heftig war Mutter von Kindern angezogen,

ganz Kleinen, die auf runden Beinen dahintaumelten. Ihnen lief sie richtig hinterher, Kinder, für die sie, solange ich sie kannte, nur die abfälligsten Ausdrücke parat gehabt hatte.

»Kommt ihr mir nur ja nie mit Bälgern an, das sag ich euch! Ich hab mein Leben lang genug davon. Nee!« Das hörten wir früher oft genug, der Bruder und ich. Wie sie jetzt den Kindern hinterherlief – eine kleine fahle Buckelhexe –, versicherte ich mich der Blicke der Eltern, die sich jedoch allesamt gern die Huldigung ihrer Sprösslinge gefallen ließen.

»Tüdelüdel daidaidai.« Derart versuchte Mutter, sich bei den Wichteln einzuschmeicheln, ja sie streckte sogar ihre gichtigen Krallen nach ihnen aus, mit den dunkelblau heraustrappenden Adern.

»So eins will ich jetzt auch«, sagte sie, als sie eines dieser winzigen Wackelmännlein abrupt stehen ließ, als hätte es sich in Luft aufgelöst.

»Warum ist deine Freundin heute eigentlich nicht dabei? Das ist doch deine Freundin? Oder ist das deine Frau?«

Das letzte Mal, zu Ostern, waren wir tatsächlich zu dritt unterwegs gewesen, zum Kaffeetrinken in der Stadt. (Wir gingen Mutters alte Wege, die sie bis vor zwei Monaten noch tagtäglich benutzt hatte, über fünfunddreißig Jahre hinweg. Sie war ohne jede Orientierung gewesen, erkannte nichts mehr. Alles war ihr fremd geworden, Menschen wie Orte.)

»Eine nette Person ist das. Die ist mir sympathisch«, blieb Mutter beim Thema, mit selten gewordener Beharrlichkeit. »Wie alt ist die eigentlich?«

Der Art nach zu urteilen, wie Mutter von Ellen sprach, war ihr wirklich eine Erinnerung an sie geblieben, und deshalb antwortete ich ihr auch ernsthaft.

»Sie wird bald fünfzig«, sagte ich.

»Waaas? Sooo alt schon? Dann ist sie ja älter als du?«

»Ja und ob«, sagte ich lachend. »Fast zwei Jahre. Das sieht man ja auch hoffentlich nicht, oder?«

Mutter lachte nicht mit. Groß ihr Blick vor Staunen.

»Das hätte ich aber nicht gedacht. Sooo alt schon! Die sieht doch ganz jung aus.«

»Ja, das meint sie auch immer. Schade, dass sie nicht dabei ist. So etwas hört sie ausgesprochen gern.«

Jetzt lachten wir gemeinsam. Plötzlich war Mutter wieder abgelenkt.

Zwei kleine Schwarze, Junge und Mädchen, mit Rastalocken und bunt angezogen wie Papageien, hatten das schmale Bächlein, das durch den Park rinnt, zwischen ihre Beine genommen und stelzten kichernd und schreiend voran. Mutter stürzte sich mit ihrem Tüdelüdel daidaidai auf die beiden, die innehielten, mit völlig verwunderten Gesichter, das eine Bein übers Wasser hoben, um wieder festen Boden unter sich zu haben und sich nicht gerade panisch, aber doch ausgesprochen zielstrebig aus dem Staube zu machen, ihre großen schwarzen Augen auf diese alte Frau geheftet.

»Das sind keine Deutschen«, stellte Mutter fest, ohne jede Unfreundlichkeit.

»Wer weiß?«, meinte ich.

Mutter lachte und ging achtlos weiter mit ihren kleinen unsicheren Schritten.

Am nächsten Tag telefonierte ich mit dem Bruder wegen der Wohnungsauflösung. Wir tauschten unsere Einschätzungen von Mutters Zustand aus.

»Heute hat sie mir erzählt, dass du bei ihr warst, und du hättest so eine alte Trulla dabeigehabt. Alte Trulla, sagt sie.« Wie alt denn die Trulla gewesen sei, habe er Mutter gefragt.

»Na so alt wie ich«, hatte sie zur Antwort gegeben.
»Mindestens so alt wie ich.«

Laut lachte ich heraus und freute mich, dass Mutters Kopf manchmal doch noch pünktlich arbeitete. Ein wenig verquer, im Ganzen aber doch gradlinig in den Bahnen ihrer höchst individuellen lebenslangen Eigen-Logik. Das Ver-Rücktsein brachte sie jetzt nur deutlicher zum Vorschein. Sie musste sich ja nicht mehr verstecken hinter dem Zwang einer Normalität.

12.

In einem gemieteten Lieferwagen fuhr ich zur Auflösung von Mutters Wohnung. Das erste Mal in meinem Leben, dass ich ein solches Gefährt selbst kutschierte. Freund Kalle begleitete mich sicherheitshalber.

Der Bestand der Möbel war bereits sichtbar gelichtet. Immer noch hing der scharfe Geruch in den Räumen, vom Hund in der letzten Phase, als Mutter ihn nicht mehr ausführen konnte. Flecken auf den Teppichen, im Chintz des Sofas, des Sessels. Die meisten Antiquitäten waren bereits nach Frankfurt gebracht worden, um dort versteigert zu werden. Drei Stücke hatte ich mir gesichert: den fränkischen Schrank, die Kommode des Rokokos und den Heiligen Antonius, eine Holzplastik aus dem 18. Jahrhundert: der Mönch in Kutte, das Christuskind auf seinen Armen.

Kalle und ich arbeiteten zügig, Hand in Hand, ohne viele Worte. Es galt, eine Wohnung leer zu räumen, unter Zeitdruck. Selbst zu einem Besuch bei Mutter im Heim reichte es nicht. Ich wollte den Lieferwagen so rasch es ging wieder in meiner Stadt abgeben.

Die drei Teile waren verstaubt. Dazu noch Mutters lebensgroße Büste (von Ernst von Zschock, 1948) und ihr Porträt in Öl (Jakob Fischer-Rhein, 1950), ein paar Erinnerungstücke, meine Bücher mit den Widmungen. Der kühle sachliche Blick: Was war zu brauchen von den Pfannen und Töpfen, dem Geschirr, dem Besteck? Was ich nicht mitnahm, würde im Müll landen.

»Schöne Wohnung!«, sagte ich zu Kalle, als wir fertig waren. »Schade.« Ich legte die Schlüssel mitten auf den Fußboden, damit sie dem Bruder Wolf ins Auge fielen. Ich brauchte sie nicht mehr. Nie mehr.

Auf der Autobahn spürte ich, wie es mir heiß wurde. Fieber stieg im Körper hoch. Die Stimme raute ein. Gesehen wurde wenig, auch weil es mich anstregte. Meist schauten wir schweigend in die Landschaft hinaus. Hin und wieder fragte ich Kalle nach dem Namen eines Baumes, einer Feldfrucht.

Zur vollen Stunde drehte Kalle das Radio an: Nachrichten. Im Ford Transit erfuhren wir, auf der Höhe des Steigerwalds, dass Marlene Dietrich gestorben war, in Paris, mit neunzig Jahren, gegen 15 Uhr, vor ein paar Stunden gerade, beim Lesen eines Buches. So hieß es jedenfalls. Eine andere Mutter war also gegangen. Ein wenig erleichterte es mir die Traurigkeit dieses Nachmittags, die ich in mir niederhalten konnte, solange wir zu arbeiten hatten. Jetzt war der Kopf frei. Wie achtlos ich Mutters Wohnung ausgeräumt hatte, unter Zeitdruck mit ihren Dingen umgegangen war, die sie sich im Laufe von Jahrzehnten zugelegt hatte, zu ihrer Freude, meist unter erheblichen Opfern, fast alles »abgestottert« auf Raten.

Auch wenn ich sie gerade geplündert hatte wie jeder raffgierige Erbe seit eh und je: Tot war sie deshalb noch nicht. Sie lebte ja noch –

Beim Aufwachen am nächsten Morgen war meine Stimme restlos verschwunden. Nicht einmal krächzen konnte ich. An das Einräumen der Möbel in meiner Wohnung konnte ich nicht denken. Auch der Schreibtisch blieb tabu. Ich setzte mich ins Sofa und las, bis mir das Buch aus der Hand fiel. Die Müdigkeit, der anwühlende Kopfschmerz wurden peinigend im Lauf des Nachmittags. Ich verkroch mich ins Bett, dämmerte dahin, um dem Schmerz zu entfliehen, bis er mich wieder weckte. Wenn ich dann vom Bett aus den Flur entlang blickte und dort die dunklen, alten, hier vollkommen fremden Möbel stehen sah, nahm mein Elend noch zu. Warum habe ich diesen Krempel auf mich geladen?! Bei mir ist es doch wirklich eng genug. Vollkommen widersinnig kam es mir in diesem Zustand vor. Und dafür hatte ich zum ersten Mal bei der Bank einen Kredit aufnehmen müssen.

Ablenkung verschaffte meinem kranken Kopf die Nachricht aus dem Radio, dass Marlene Dietrich in Deutschland begraben sein wollte, in Berlin, im Grab ihrer Mutter. Nein. Man musste es anders sagen. Sie wollte im Grab ihrer Mutter beerdigt sein, und dieses Grab lag eben in Berlin und damit in Deutschland. Nach einem halben Leben, bewusst außerhalb dieses Landes verbracht, das ihr keine Heimat mehr sein sollte – ach Deutschland, meine Migräne – jetzt kehrte sie zurück, im Sarg, zur »letzten Ruhe«, und machte damit, das musste ihr doch klar gewesen sein, dieses Berlin zu einem Pilgerort, gab ihm die Chance der posthumen Eingemeindung. In wie wenigen Jahren würde ihr ausgesuchtes Pariser Exil vergessen sein, und es hieße dann: Der deutsche UFA-Star Marlene Dietrich, in Berlin geboren, in Berlin gestorben. Alle Brüche ihrer Biografie, der ganze Eigenwille waren

damit ausgelöscht und eingeebnet durch die Wahl dieses Grabes. Fiebernd mochte ich es jetzt kaum glauben, dass das ihrem Willen entsprach. Sie hatte das, so meine Deutung im ramponierten Kopf, in Kauf genommen, um zurückkehren zu können zu ihrer Mutter, in den Schoß gemeinsamer Erde, Asche zu Asche, die Reste zweier Leben ineinander gestreut. In den neunzig Jahren ihres Lebens hatte sich kein Mensch gefunden, dem sie näherstand, keine Liebe sie berührt, die intensiver, eigener, persönlicher gewesen wäre als dieses heikle Geschenk der Natur: Mutterliebe.

Es schauderte mich bei diesem Gedanken, und wenn ich dann den Schmerzens-Schädel wendete, in dem es bohrte und hämmerte und stach, und im Flur Mutters Trümmer stehen sah, die ich mir gestern freiwillig hierhergeholt geholt hatte und die mir jetzt vollkommen fremd waren, ja zuwider: als nicht zu mir gehörend, meinen eigenen Lebensraum verletzend – Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Und drehte mich zur Wand zurück und floh in den nächsten Schub der Migräne.

Die Stimme versagte auch noch am nächsten Tag, ich blieb nahezu sprachlos. Das Kopfweh immerhin war gebannt, die Schwäche vergessen. Ich fühlte mich stark genug, Mutters Möbel, die jetzt die meinen waren, anzupacken. Die ganze Wohnung würde dabei umgestellt werden müssen. Ich saß beim Frühstück mit der Zeitung und las mich am Nachruf auf Marlene Dietrich fest. Lachte laut auf. Meine Stimme klang wie Blech, das auf einem Schrottplatz zusammengefeigt wird. Die Schauspielerin hatte ihr Geburtsdatum von 1901 auf 1904 verschoben, wie Mutter, die sich sogar noch ein Jahr mehr genehmigt hatte (von 1911 auf 1915). Das gehörte zu ihren ganz we-

nigen Leistungen, die ich ohne jeden Vorbehalt bewunderte. Wie sie es geschafft hatte, diese Fälschung an der büronüchternen Miene eines Amtswalters auf dem Einwohnermeldeamt vorbei in ihren Personalausweis hineinzuschmuggeln. Diese verrückten alten Frauen. Da waren sie sich also seelenverwandt gewesen.

Und dabei hatte Mutter Gift und Galle gespuckt, wenn von »der Dittrich« die Rede war. Natürlich ging es zunächst um die Rolle, die sie im Krieg gespielt hatte. Begriffe wie »Verrat« fielen, »Hetze« gegen Deutschland und – Steigerung – gegen den »deutschen Landser«, Dinge, die mir als Kind so wenig sagten wie diese Frau selbst. Der Vorwurf von »Verrat« und »Hetze« war aber nur das Einsingen zu Mutters Schimpfarie. Ihr ganz persönlicher Ingrimme hatte sich nämlich und eigentlich gegen das viel zu niedrige Lebensalter gerichtet, das »die Dittrich« angegeben hatte.

»1932, als ich nach Berlin kam, ein blutjunges Mädchen, war diese Person schon eine alte Schachtel. Und jetzt will die fünfzig sein? Die und fünfzig?! Da fress ich 'nen Besen. Für wie dumm hält die die Leute eigentlich, die Amischickse? Ich war ja schließlich selbst dabei, in Berlin. Mir kann die nichts erzählen.«

Als Mutter in diesem Frühjahr, nach ihrem dritten Schlaganfall, im Bett auf dem Flur des Krankenhauses, ihr ungefälschtes Geburtsdatum hergeplappert hatte, spätestens da war mir klar geworden, dass sie nicht mehr Herrin ihres eigenen Lebens war.

13.

Mutter in ihrem bevorzugten Café, allein an einem Tisch.

Alles ist hell hier. Strahlend weiß Mutters Kleid. Die Brüste unter großmaschigem Spitzenstoff, halb entblößt. Weiße Seidenstrümpfe, durch die das Fleisch schimmert. Sitzt da, die weiße Braut, Mutter, die Beine weit offen. Der Rock hochgerutscht auf pralle Oberschenkel. Ich kann unter ihr Kleid schauen, auf den dunklen Zwickel der Strumpfhose. Erst jetzt fällt mir dieser turbanhohe Hut an ihr auf, ebenfalls weiß. Ihr Gesicht: weiß geschminkt, selbst die nackten Arme. Straffes Fleisch. Kaum zu glauben. Diese herausfordernde, laszive Haltung – das soll Mutter sein?

So sitzt sie da, jung, aufreizend, führt sich Torte zum Mund, vollkommen geziert. Ich bleibe stehen, beobachte das Bild, angezogen, abgestoßen, gehe widerstrebend auf die weiße Person zu, obwohl ich doch nur wegen ihr hergekommen bin.

Von der Seite tritt der Kellner heran, ein älterer Mann in schwarzem Smoking, und sagt mit schwerem östlichem Akzent, er scheint es eher zu mir zu sagen, die weiße Mutter jedenfalls reagiert nicht, ganz im affektierten Tortenessen versunken:

»Heut hat es sich aber fein gemacht, das Bräutchen!«

Meine Beklommenheit nimmt zu durch die Worte des Kellners, gar nicht anzüglich gemeint, anerkennend eher. Und dabei hat Mutters anmacherischer Aufzug auch etwas sehr Kindliches an sich. In dem Kleid und den Strümpfen

könnte ebenso ein Mädchen stecken, das gleich vom Kuchenteller aufspringt und weghüpfen wird zum Spielen.

So bleibt das Traumbild stehen. Weiß und stumm.

14.

Es ging auf Hochsommer zu. Wie vertraut mir die Bank war vor dem Hölderlin-Denkmal, wo ich jetzt einen Imbiss einnahm, bevor ich Mutter besuchte. Tiefes Dunkel stand um mich. Der Park war ganz und gar zugewachsen. Von Himmeln keine Spur. Jeden Tag war ich hier vorbeigekommen auf dem Weg zur Schule, vor dreißig Jahren und mehr. Eines meiner ersten Gedichte hatte ich auf dieses Denkmal geschrieben (mit Reimen!), weniger auf Hölderlin als auf die abgeschlagene Nase seines Porträts, im Halbprofil, die später allzu erkennbar wieder daraufgesetzt worden war. Bis heute unverändert der Sprung durch Hölderlins Nase, da brauchte ich nicht hinzuschauen. Stattdessen beschäftigte mich, wie jedes Mal, die Frage, in welchem Zustand ich Mutter gleich anträfe.

Schon in den Aufzug drangen die Stimmen eines Fernsehfilms. Vor dem Gerät die übliche Besetzung, Mutter nicht dabei. Ein Blick die Gänge entlang, links und rechts. Niemand. In ihrem Zimmer also? Eigenartig. Das hatte es noch nie gegeben.

Tatsächlich. Sie hatte Besuch bekommen. Neben ihr auf dem Balkon eine Frau. Mutter drehte sich langsam um. Wie klein sie wirkte neben dem Besuch, mit ihrem verbogenen Rücken. Sie schaute in meine Richtung, mit großen, weit aufgerissenen Augen. Kein Erkennen. Hell die Stimme der Besucherin:

»Der Michael! Ihr Sohn ist da, Frau Z.!«

Jetzt erst strahlte Mutter, kam mir entgegen, mit winzigen Schritten. Wir umarmten uns, drückten und küssten uns. Dann begrüßte ich den Besuch. Das Gesicht war mir bekannt, ein gutes, menschenwarmes Gesicht, aber um Jahrzehnte gealtert. Doch wem gehörte es? Richtig. Sie war eine frühere Nachbarin aus der Straße, in der ich meine Jugend verbracht hatte. Sofort wurde mir jetzt dieses Gesicht wieder vertraut. Vielleicht käme ich sogar noch auf den Namen?

Das Wasser stand ihr in den Augen, aber diese Augen lachten. Die Nachbarin von einst weinte, und zugleich lachte sie. Rasche Verständigung in ein paar Worten über Mutters Zustand. Fragen, wie sie an die Adresse gekommen sei, wie es ihr gehe und ihrem Mann – Frau Lehmann, ja genau: Lehmann hießen sie, wohnten vier oder fünf Häuser neben dem unseren. Hatten sie nicht auch eine Tochter gehabt, in meinem Alter, nein, ein paar Jahre jünger? Ziemlich hübsch eigentlich, aber viel zu jung für mich, damals. Die Tränen liefen Frau Lehmann reichlich übers Gesicht, es war furchig geworden, sie musste auch in den Sechzigern sein mittlerweile. Sie habe nicht gewusst, flüsterte sie mir zu, was sie erwartete, als sie hierherkam – und war erschüttert. Gleichzeitig freute sie sich über das Wiedersehen nach so vielen Jahren, freute sich trotz Mutters reduziertem Zustand. Mutter habe sie sofort erkannt, beteuerte Frau Lehmann. (Ich war mir da nicht so sicher. Das Einzige, was nahezu unbehelligt geblieben war von Mutters prekären Talenten, war ihre Kunst, sich zu verstellen und Menschen nach dem Gesicht zu reden, je nach Bedarf.)

Frau Lehmann weinte hemmungslos. So also wirkte Mutter auf Menschen, die sie von früher kannten und sie

jetzt, nach ihren Schlaganfällen, wiedersahen. Zum ersten Mal wurde mir das bewusst.

Ich brachte den Besuch zur Tür, bat wiederzukommen, solange Mutter noch ansprechbar sei. »Einen Gruß an Ihren Mann – und an das Töchterchen!« Und schaute Frau Lehmann hinterher: Verwirrt und wie getrieben ging sie den Flur hinab, fand den Aufzug erst nach einigem Suchen. Oh, sie würde einiges zu denken haben auf dem Heimweg jetzt an Hölderlin vorbei und mehr noch zu erzählen, zu Hause.

Mutter war ordentlich angezogen, die Bluse sauber. So konnten wir gleich hinab in den Garten. Die Rosen blühten über und über, in Rot und Rosa und Weiß. Mutter in meinen Arm eingehängt, eher schlurfend als gehend, umrundeten wir den Ententeich. Mit den Füßen wurde es immer schlechter. Schon bald wollte sie sich wieder setzen.

Die Rundbank um die Linde (nur wenige Tage bräuchten die Knospen noch, um aufzuspringen) war belegt. An der Seite einer hübschen Jungen, wohl ihrer Tochter, saß dort eine Genossin Mutters vom Fernsehsofa. Ein geschrumpfter und gebeugter Mensch auch sie, unter einer jener farblos dunklen Kittelschürzen versteckt – dass es die immer noch gab! Im Gesicht nichts als das schnurgerade Grinsen eines Kassengebisses, festgeschrieben in ihren Zügen. Lachte sie wirklich, oder war nur das Gebiss zu groß geraten? Als wir an Mutter und Tochter vorbeikamen, tätschelten sich die beiden Alten, zupften aneinander, zärtlich zerstreut wie Kinder, sagten kein Wort dazu. Gerade deshalb wirkte ihre Berührung so vertraut und ganz intim. Eine stumme Sprache der Zusammengehörigkeit, die uns Jüngere, die Tochter und mich, ausschloss, zu Fremden machte.

Auf einem künstlichen Hügel stand eine Laube, in der wir uns niederließen. Ich hatte Erdbeeren mitgebracht, zerkleinert und gezuckert, und fütterte Mutter jetzt mit einem Löffel, obwohl sie sonst ja noch selbstständig aß. Am Anfang wehrte sie sich unwillkürlich dagegen, ich bemerkte meinen Fehler, aber dann beließen wir es dabei, weil ich nun schon einmal angefangen hatte.

»So, das ist jetzt aber die Letzte«, sagte sie vor jeder Frucht, die ich ihr zu Munde führte. »Den Rest isst du dann.« Die Augen quollen ihr über vor Gier. Frucht für Frucht leerte sie die Schale.

Die Sequenzen unseres Gesprächs waren kurz, rasch wiederholten sie sich. Immer wieder die Frage nach dem Namen der früheren Nachbarin, die sie gerade besucht habe. Oder sie wollte wissen, wann ich denn für immer zu ihr komme. Das gab mir Gelegenheit zu ein paar scherzhaften Übertreibungen, über die Mutter herzlich lachte.

»Nein, das glaub ich doch nicht. Das sagst du nur so.« Und lachte noch einmal lauthals, als wollte sie mir beweisen, dass sie meine Späße durchschaute.

Der Hund war unterdessen nicht mehr nur das »Jungchen«, er war gleich zu den »drei Jüngelchen« geworden, die alle bei meinem Bruder wohnten.

»Wie alt sind denn die Jüngelchen jetzt?«

»Noch ziemlich klein. Sechs Jahre und zehn, der eine ist schon älter.« Die eigenen Söhne als kleine Kinder, das war momentan das Letzte, was ihr von dem Hund in der Erinnerung haften geblieben war. Natürlich wollte sie die Jüngelchen auch gerne mal sehen.

»Warum zeigt ihr sie mir eigentlich nicht?« Aber das war keine dringliche Forderung mehr. Umgehend ließ Mutter sich durch ein beruhigendes Wort zufriedenstellen.

Immer weniger hielt sie fest von der Vergangenheit. Jetzt hatte es sogar den Doktor G. erwischt.

»Doktor G.? Ja, den kenn ich.« Mutter zog die Brauen zusammen, dachte nach.

Ich ließ ihr Zeit.

»Ist das nicht mein Arzt?«

Auch das war also vorbei.

»Ja, und wie geht es dir denn so?«, fragte Mutter, hell und aufmunternd die Stimme, mit perfekt gespielter Anteilnahme.

»Gut, bestens, alles in Ordnung, wie immer. Viel zu tun.«

Und dann sofort wieder die Frage nach dem Namen der früheren Nachbarin, dem Besuch von eben. Und so weiter.

Es war eine gute Ruhe hier oben in der offenen Laube, inmitten der blühenden Natur. An den Zweigen der Ahornbäume, mit denen das Grundstück in den nächsten Park übergang, hingen vertrocknet die dunkel gewordenen Samenschoten. Von hier oben hatte ich auch die Bank um die Linde im Blick, neben dem Ententeich, auf der die Alte mit dem Dauergrinsen und ihre Tochter saßen. Ein reifer, voller Leib. Der Saum des Kleides hochgerutscht, war aufgesprungen mit der leisen Gewalt, mit der Fruchtkapseln springen, über strammen Beinen. Ganz weiße Haut, unberührt von der Sonne des Sommers. Die Blässe machte sie fleischiger – frauenfleischig. Das Gesicht konnte ich nicht erkennen, sah nur die rote Lohe ihres Schopfes, üppig und stark. Dieser Körper begann mich zu berühren in der Wärme dieses Juninachmittags. Stille um uns, Schweigen, bis auf das Lärmen der Schwalben, die mir flugs die Idee von Leichtigkeit vorführten. Ja, wir vier Menschen waren vollkommen allein hier auf diesem

schönen Fleck Erde, wie auf einer Insel. Und während ich Mutter ihre immer gleichen Fragen beantwortete, knöpfte ich der weißen Frau dort drüben das prall sitzende Kleid von ihrem Körper, er schwoll auf, mir entgegen, wir drangen ineinander, ohne ein Wort, ohne jeden Laut dabei, loderten auf zusammen, im Rot ihrer Haare. Und die Alte daneben grinste weiter ihr Grinsen, unverändert, nickte vielleicht ein wenig mit dem Kopf, und auch meine Mutter war ganz auf unserer Seite, trieb uns sogar an: »Ja, macht nur, Kinder. Das Leben ist so kurz.«

Wir verließen unseren Hügel und gingen noch einmal durch den Park. Die Bank unter der Linde mied ich. Am Weg die Rosen, ihre Schönheit würde bald schon wieder niedergehen. Ich roch in die Blüten hinein. Nichts mehr. Mutter tat es mir nach, hatte Mühe, die Nase an eine Rose zu bringen, ungeschickt wie ein Kind.

»Mmmmh«, machte sie und verdrehte die Augen. »Das riecht ja wunderbar, nicht?«

Im Aufzug waren wir nicht allein. Ein braunhäutiger Angestellter des Hauses, der vorhin noch den Rasen gemäht hatte, fuhr jetzt mit einem Wagen frischer Bettwäsche nach oben. »Im Brandfall nicht benutzen« stand an der Rückwand der Kabine. Mutter konnte es nicht entziffern. Wo war eigentlich ihre Brille? Heute hatte ich überhaupt nicht die Brille an ihr gesehen. Die letzte, die sie trug, war nicht ihre eigene gewesen, sie hatte sie von irgendwo mitgenommen. Seit einiger Zeit setzte sie die Brille kaum mehr auf, verwahrte sie in ihrer Handtasche und schaute ständig nach, ob sie noch dort sei.

»Geh näher ran an das Schild.« Mutter gehorchte ohne Widerstand.

»Im Brandfall nicht benutzen«, las sie flüssig ab. Der Ausländer, ein Mann von vierzig Jahren vielleicht, ver-

folgte unser Gespräch. Er lächelte, als ich Mutter fragte, und er lächelte wieder, als sie Antwort gab. Doch lächelte er auf den Wäschekorb runter, vermied Blickkontakt mit uns, blieb für sich mit seinen Gefühlen und Gedanken.

»Was bedeutet das: Im Brandfall nicht benutzen?«

»Na ja, wenn hier was ist.« Mutter fuhr vage mit den Armen in der Luft herum.

Der Abschied war wie immer das Schlimmste der Besuche. Mutters Augen trübten sich ein. Die ganze Trauer ihrer Existenz sammelte sich darin. Das Kinn fing an zu zittern. Die Stimme wurde pelzig, jammerte. Wie so oft brachte ich sie zum Sofa neben dem Fernsehgerät. Dort war sie nicht allein, wenn ich gegangen wäre. Ich setzte mich noch etwas dazu. Mutter weinte leise vor sich hin, schaute auf ihre gichtigen Finger im Schoß. Mit einem Auge verfolgte ich die Serie »McGyver«.

McGyver hatte offenbar bei einer seiner riskanten Tummeleien das Gedächtnis verloren. Den Arm ausgestreckt mit dem Revolver, wollte er einen Freund erschießen, den er in seiner Verwirrung für einen Gangster hielt. Der Freund näherte sich ihm, zentimeterweise, Schweiß auf der Stirn, redete mit beschwichtigender Stimme auf McGyver ein, der warnte ihn, nicht noch näher zu kommen, sonst ... Der Freund erinnerte ihn an gemeinsame Taten früher, zählte auf, was sie alles zusammen erlebt hatten. In McGyvers Augen – Großaufnahme – fing es an zu blinzeln. Rückblende: McGyver und der Freund bei einer Bootsfahrt, darübergelegt die Stimme des Freundes jetzt, der, um sein Leben bangend, in dem verwirrten Freund genau diese Szene wachrief. Der Nebel über McGyvers Gedächtnis lichtete sich, sein verstörter Blick klarte auf. Erkennen trat ihm in die Augen. Der Arm mit der todbringenden Waffe sank herab. McGyver wusste wieder, wer er war.

Happy End. Jetzt ging ich, ließ Mutter allein mit sich zurück.

15.

Was mochte sich ereignet haben bei Mutter während meiner Reise nach Polen? Was bedeuteten vier Wochen im Leben eines Menschen in ihrer Lage?

Ich war früher im Heim als sonst, gegen 13 Uhr. Die letzte Anspannung im Fahrstuhl, zwei Stockwerke aufwärts. Wägen mit den Esstabletts versperrten den Weg. Essenszeit. Zur Rechten des langen Flurs gingen Zimmer ab, die Türen einen Spalt geöffnet. Das Klirren des gleichen Bestecks auf den gleichen Tellern mit der gleichen Mahlzeit.

Mutter unterwegs mit ihrem schwankenden Gang. Die kleine steife Handtasche von sich weggehalten (sie benutzte sie für die Balance), die andere Hand tastete sich an der Tapete entlang. So kam sie mir entgegen, mit diesem wildernd leeren Blick. Ich versteckte mich in einer Nische. Doch sie entdeckte mich, lugte um die Ecke.

»Na, das ist aber eine Überraschung! Das hätte ich nicht gedacht. Bist du's denn wirklich?« Die Augen groß auf mich gerichtet.

»Ja, ich bin's wirklich«, sagte ich, als wir uns umarmten und küssten. »Aber wer bin ich denn eigentlich?«

»Du bist der Michael?« Ganz sicher war sie sich nicht. Ein paar Augenblicke der reinen Freude zwischen uns, ohne Worte. Nur Lachen in den Augen, um den Mund, ein heftiges Streicheln, noch ein Überfall mit einem Kuss, der irgendwo landete.

Wir mussten ausweichen. Ein Rollstuhl kam uns entgegen: Frau B. Frau B. also jetzt im Rollstuhl, Mutters alte Rivalin. Die Unterschenkel hingen auf die Leiste des Stuhls herab, als hätten sie mit dem übrigen Körper nichts zu tun. Ich begrüßte die Mutter des Freundes, streichelte ihr Gesicht, erzählte von Ulrich – dass er auf Reisen sei, in der Ukraine, bald schon wiederkäme. Das Lächeln fest geworden um ihren Mund. Die Augen verrieten mir nicht, ob sie mich erkannte. Wie immer quittierte sie alles mit einem viel zu lauten »Jajaja«. »Jajaja«: Mehr als diese Bestätigung brachte ihr verrauchter ostpreußischer Alt schon lange nicht mehr zustande. Ob ihr Gehör noch schlechter geworden war? Ich streichelte sie noch einmal über die Wangen, damit wenigstens etwas für sie von unserer Begegnung zurückbliebe. Mutter war unterdessen weitergegangen. Die beiden hatten sich nahezu wort- und gestenlos begrüßt. Wozu jetzt noch die Konvention bemühen? Auch die Pflegerin, die den Rollstuhl schob, war ungeduldig geworden. Mit dem harten Akzent Südosteuropas wies sie mein Bedauern zurück, dass Frau B. nun im Rollstuhl sitzen müsse. Als hätte ich sie damit persönlich angegriffen, rückte sie die Sache gerade, energisch genug:

»Sonst müsste sie den ganzen Tag im Bett liegen bleiben.«

Mutter wartete am Ende des Flurs, stand dort, krumm und gebeugt. Das graue Haar schulterlang geworden, ein schwerer Block im Nacken. Ihre Hose aus englischem Tuch, ein gutes Stück von einst, in der ich sie die letzten Male hier angetroffen hatte, war dreimal umgeschlagen unten. Dazu die viel zu großen Pantoffeln, wegen ihrer geschwollenen Füße. Auch noch im Stehen der Arm weggestreckt, daran die Tasche – vollkommen beziehungslos hing sie in der Luft. Ihre Haltung erinnerte mich an einen

Clown, früher, im Zirkus. Diese Hilflosigkeit, das Unge-
lenke. Und wir Kinder hatten damals erwartet, zwischen
Furcht und Hoffen, der Clown würde gleich über seine
riesigen Schlappen stolpern und lang hinschlagen, dass die
Späne und das Holzmehl der Manege über ihm aufwir-
belten. Diese komische Nummer, zu der, das ahnten wir
Kinder vielleicht doch auch schon, einiges Geschick nötig
war, um so echt zu wirken – hier war sie ein Geschenk der
Natur geworden.

Kirschen hatte ich Mutter mitgebracht, volle schwar-
ze Früchte. Wo ich bitte das Obst waschen könne, fragte
ich eine Pflegerin, die mit dem Verteilen der Mahlzeiten
beschäftigt war. Ich wolle es nicht unbedingt in Mutters
Bad waschen, sagte ich, mit einer vorsichtigen Grimasse
im Gesicht. Die Pflegerin überlegte, die Hände in den
Kitteltaschen, ging zurück an Mutters Essplatz, leerte
ihren halbvoll stehengelassenen Suppenteller, gab ihn
mir so in die Hand und meinte, jetzt könnte ich die Kir-
schen in Mutters Badezimmer waschen. Um den kalten
Fettrand wegzubekommen, musste ich zur Nagelbürs-
te greifen. Beißender Uringeruch stieg mir in die Nase.
Ich achtete darauf, dass das Obst schön auf dem Teller
blieb. Mutter klopfte gegen die Tür, traute sich aber
nicht zu öffnen, rief ungeduldig, was ich denn so lange
treibe.

»Ich muss mal«, log ich. Das verstand sie, gab sofort
Ruhe.

Wir gingen hinab in den Park. Immer noch blühten die
Rosen in Fülle, rot und rosa und weiß. Die Farben zeig-
ten keine Spuren von Erschöpfung. Seltene kostbare Tage.
Der Sommer auf dem Gipfel. Drückend lag der Himmel
darauf, ein Leuchten um die Wolkenränder, das mich
misstrauisch machte.

»Ich komme aus Polen zurück, deshalb konnte ich dich nicht früher besuchen. In Breslau war ich auch.«

»In Breslau?« Mutter, an meinem Arm, das Gehen wurde von Mal zu Mal schleppender, der Rollstuhl zeichnete sich als ihre nächste Lebensetappe ab – Mutter blieb stehen, schaute mich an, mit ihren verschleierte graugrünen Augen, an deren Tiefe ich nicht mehr heranreichte. Die Augen füllten sich mit Tränen.

»Breslau. Wenn ich morgens ins Zimmer kam im Ministerium, erwartete mich schon Doktor G. und sagte: Da sind Sie ja endlich, Frollein Wassenberg.«

Mutter warf also Breslau und Berlin durcheinander. Der Eindruck, den G. in ihr hinterlassen hatte, erwies sich doch immer wieder als der zäheste. Er hatte sich zu einer fixen Idee verhärtet, die ein ganzes Leben vorhielt, stärker als die Liebe zu ihrem Mann, den Eltern, Geschwistern, Freunden.

»Ich war auch in der Akazienallee«, versuchte ich Mutter doch abermals nach Breslau zu locken. »Unser Haus steht noch, und der Garten ist unverändert, so wie früher«, übertrieb ich ein bisschen (denn ich kannte das alles ja nur von alten Fotografien).

»Ach ja?«, sagte sie höflich und spielte, schlecht genug, freudiges Erstaunen. Es berührte sie nicht mehr.

In fußbreiten Schrittchen umrundeten wir den Teich. Die Blüten der Wasserrosen waren mittlerweile geöffnet. Ihr Weiß ragte über die runden fetten Blätter, die sich so leicht an die Wasserhaut schmiegt, wie verwachsen mit ihr. Den Erpel, der im Sand sein Gefieder richtete, identifizierte Mutter auf meine Frage als einen Hahn.

Wir setzten uns, wie beim letzten Mal, in die Laube auf dem Hügel. Dichter geworden die Rosen, die sie umblühten, sie füllten die Gitter ganz aus. Es waren Wände aus

Rosenblüten geworden. Die Kirschen hatte ich in einer Tüte dabei, ohne dass Mutter danach gefragt hätte.

»Augen zu, Mund auf«, befahl ich in dem burschikosen Ton, wie er in guten Zeiten zwischen uns üblich war. Mutter gehorchte wie ein artiges Kind. Ich steckte ihr eine dicke Frucht in den Mund. Sie schloss die Lippen darüber, ich konnte den Stiel abreißen.

»Mmmh«, machte sie und schlürfte die Süße.

»Was isst du da?«

Nachdenken. Ansetzen.

»Weiß ich nicht.«

Würde sie den Kern runterschlucken? Nein. Zunge und Lippen arbeiteten ihn hervor. Sie spuckte ihn in die Faust.

Lange saßen wir in dem Rosen-Pavillon. Ruhe um uns und in uns. Hin und wieder fragte Mutter nur, wann ich wieder gehe. Was sie zu Mittag gegessen hatte vor einer knappen Stunde, konnte sie mir nicht mehr sagen. Ob sie denn manchmal Frau B. begegne, wollte ich wissen.

»Jojojo« sagt die immer, die arme Alte«, und Mutter drückte dabei ihre Stimme so tief es ging und imitierte die Mutter des Freundes ganz treffend. »Jojojo ...« Ihre komödiantische Ader brach wieder einmal durch.

Besorgt wegen ihres schlechten Gehens, schlug ich vor, dass wir noch einmal den Hahn am Teich besuchten. Sie hatte große Mühe, die sechs Stufen hinabzusteigen. Jetzt erst, in ihrem Rücken, nahm ich die Kirschen aus der Tüte und legte sie offen hin, als Überraschung, wenn wir zurückkämen.

»Oh, Kirschen!«, rief Mutter, als wir uns wieder in der Laube niedersetzten. Das Bild war also stärker in ihr haften geblieben als der Geschmack. Beim Essen das gewohnte Ritual.

»So, das war jetzt aber die Letzte. Den Rest nimmst du.«
Mit diesem Spruch langte sie sich eine Kirsche nach der anderen vom Tisch, bis es wirklich die letzte war.

Mutter schien mir heute entspannter als üblich. Die Hände, an denen sie sich sonst ständig die Haut um die Fingernägel wegknibbelte, lagen ruhig auf ihren Oberschenkeln. Auch die sommerliche Tönung der Haut konnte die hohen dunklen Adern auf den Handrücken nicht verdecken. Rührend lächerlich, wie der Schmuck davon abstach. Einen ihrer Ringe vermisste ich. Dafür trug sie eine Kette am Handgelenk, die ich nicht kannte.

»Woher hast du die denn?«

»Gestohlen. So – hiu«, machte sie lautmalerisch nach und drehte ihre Hand wie einen Zirkel um den Daumen.
»Einfach geklaut.«

»Du hast sie gestohlen?! Meine Mutter stiehlt! Auch das noch.«

Mutter lachte geschmeichelt. »Nein, ich nicht. So ein Mädchen hat das gestohlen und mir dann geschenkt.«

»Kannst du dich eigentlich noch an Hellmut erinnern?«, fragte ich in das Schweigen hinein, bei all dem Geschrei der Schwalben um uns. Mutters Augen groß, voller Stauen.

»Hellmut?« Ein Ahnen. Sie sollte mehr wissen »Wo ist er denn?«

»Er ist weg«, sagte ich. Da hatte ich mich doch zu weit nach vorne gewagt – oder nach hinten.

»Wo weg?« Mutter ließ nicht locker.

»Er hatte einen Unfall.«

»Unfall?« Ein böser Verdacht auf ihrem Gesicht. Schlimmes Erinnern. »Ein Unfall?« Und bohrte mich an mit ihrem Blick, so streng wie früher fast, wenn das Kind etwas vor ihr verbergen wollte. »Das war kein Unfall«, stellte sie

fest. »Er hat da nachgeholfen. Weiß man, warum? Da war doch etwas mit seiner Schule.«

Ich versuchte sie aus der Geschichte herauszuziehen, ohne die alte Wunde aufzureißen. Die Selbsttötung ihres mittleren Sohnes vor fünfunddreißig Jahren. Siebzehn war der Junge damals gewesen.

Doch sie drängte weiter. Dass sie zu einem solchen Ernst noch fähig war, überraschte mich. Sie war auf eine Fährte gestoßen und ließ nicht locker. Die Stirn zerfurcht. Voller Schmerz hing der Mund herab, mit dem eingetrockneten Saft der Kirschen in den Winkeln. Etwas hatte sie erreicht und angefasst aus ihrem Leben, als ein Leiden. Nicht alles also war verschüttet in diesem verstörten Gehirn.

Noch einmal drängte ich Mutter, spazieren zu gehen zwischendurch, damit ihr Körper in Bewegung bliebe und der Rollstuhl ihr erspart werden konnte.

Beim Aufstehen ein Taumeln. Sie griff sich ans Herz. Ein Schreck in mir. Wenn es einmal so zu Ende ginge – Mutter nahm das selbst wohl gar nicht wahr, ging weiter, klammerte sich mit beiden Händen am Geländer fest, tastete sich Stufe für Stufe nach unten. Und wenn es denn so wäre? Sollte ich ihr wünschen, überlegte ich, die kleine krumme Gestalt direkt vor mir, im Rollstuhl zu sitzen, nur noch im Bett zu liegen und vor sich hinzudämmern?

Um sie nicht zu überfordern, machten wir Zwischenstation auf der Bank um die Linde. Der mächtige Baum warf einen Schatten, so dicht, als säßen wir im tiefsten Wald. Die lastende Schwere dieses Julinachmittags. Mir fielen die Augen zu, und aufblitzte die Vision von einer vollen Weiblichkeit mit roten Haaren. Hätte mich am liebsten auf der Bank ausgestreckt, um eine Weile wegzudämmern. Sollte ich meinen Kopf in Mutters Schoß legen? Eine Scham beschlich mich. Nein, das darfst

du nicht! Blödsinn, widersprach eine zweite Stimme. Das ist doch deine Mutter, am Rand des Grabes. Bald schon wird es nicht mehr möglich sein. Dann wirst du es bereuen ...

Nein. Trotzdem. Die Stimme, die nicht aus der Vernunft kam, sondern aus dem Körper – sie klang dumpf und war schwerer zu entziffern und hatte auch keinerlei Argumente auf ihrer Seite. Aber sie setzte sich durch. Auch wenn mich eines Tages die Reue einholen sollte: das ginge dennoch nicht. War es die Scheu davor, dass dieser Mensch neben mir meine Mutter war – oder mied ich den alten Menschen in ihr? Eine Art Berührungsangst dessen vielleicht, der überleben wollte, hierbleiben, nicht mitgehen? Über diesem Gedankenflirren im Kopf löste sich etwas auf, im Sitzen, und ich hörte leises, zartes Klopfen, beruhigend wie ein Streicheln, zum Hineinschmiegen –

»Hast du geschlafen?«, fragte Mutter mich von der Seite.

Ich riss die Augen auf, schüttelte meinen Kopf frei und entdeckte, dass fein ein Sommerregen außerhalb der dichten Höhle unserer Linde um uns niederging.

16.

So, jetzt konnte angefangen werden.

Vor mir, ganz nah, die Zeilen eines Weinbergs, flach abwärts fließend. Und stiegen hinter einem Wall aus Büschen, der ein Bächlein versteckte, genauso behutsam wieder an. Hineingeschnitten in die Rebenfelder ein Pfad, auf dem hin und wieder Autos entlangfuhren, ohne jeden Laut. Ziemlich genau in der Mitte dieses grünen

Bildes, das vor meinem Schreibtisch lag – doch diesen Perspektivpunkt hatte ich in mehreren Versuchen erst finden müssen –, insofern war ich auch, als Blickregisseur, ein wenig der Erfinder dieses Bildes, das ich jetzt abschrieb, um hier den Grund zu legen für ein neues Zuhause in der Südpfalz, ein halbes Jahr lang, auch um vertraut zu werden mit der Edenkobener Schreibmaschine, einer mechanischen OLYMPIA (Marke »Monica«) – das Wort »einschlagen« drängte sich mir auf, geliehen von den Tennisspielern – ja, einschlagen.

... die absinkenden und ansteigenden Wellen der Erde, in starken Grünen, längs- oder quergestreift von der Lineatur der Reben. Darüber Himmel, von einem trüben Weiß heute, das erst in der Höhe, am oberen Rand meines Bildes von der Welt, solange ich hier saß, ins Blau sich lichtete. An der Himmelslinie selbst, der Naht, klebte ein Dorf. Kaum das. Seine Andeutung. Abgesunken jenseits der Kuppe des Weinbergs, blieben nur die Firste der rot gedeckten Dächer, ein paar Pappelspitzen und der Kirchturm. Schlank schillerte er schiefern von Westen her, der Sonne zu, die längst, vor Stunden, über mein Fenster hingewandert war ...

Gestern also, auf dem Weg hierher, Station bei Mutter, wieder einmal zusammen mit Ellen. Ich ging zuerst allein ins Stift, um die Stimmung zu prüfen. Ellen blieb im Park zurück.

Ein heißer Hochsommertag. Mutter saß vor dem Eingang auf einer Bank im Schatten, mit anderen und doch allein. Das Lächeln, als sie mich sah, ein langsames Drehen des Kopfes hoch zu mir – es dauerte seine Weile (mit jedem Besuch kam's mir länger vor), bis ein Erkennen ahnbar wurde in dem leicht blöden Lächeln, eine innere Bewegung, das Wort zur Begrüßung.

»Da bist du ja.« Kein Name. Gedämpfte Freude.

Das Gesicht, gebräunt vom Sommer, ließ sie gesund aussehen (und es freute mich, sie oft draußen an der frischen Luft zu wissen). Die dunkle Färbung ihrer Hände gefiel mir dagegen nicht. Eine ungute Bräune, wie von medizinischer Bestrahlung. Gespannt die Haut über den Adern, die hoch und breit die ausgezehrte Hand durchzogen. Krumm von Gicht standen die Finger weg. Das Blau der Adern unter der braunen Haut – stockendes Blut, metallisch. Ich schob den Ärmel der Hemdenbluse hoch, ob ich Einstiche fände oder andere Behandlungsspuren. Nichts. Das Doppelgestänge des Unterarms, bleich und lappig bezogen, ohne Volumen fast – und wie leicht.

Wir gingen durch den Park, Fuß vor Fuß geschoben, Mutter eingehängt. Auf die stehende Hitze zu Mittag reagierte sie nicht, sie machte ihr offenbar nichts aus. In der Laube mit ihren Wänden aus Rosen stießen wir auf Ellen. Mutter hatte sich – Zufall oder nicht – auf dem kleinen Weg wieder mal nach ihr erkundigt. Ob sie meine Freundin sei oder meine Frau.

»Kannst du dich denn überhaupt noch an sie erinnern?«

»Na hör mal! Das glaube ich aber auch«, antwortete sie mit Resten ihres früheren Temperaments.

»Welche Haarfarbe hat sie?«

Kurzes Überlegen. »Weiß ich nicht.«

»Hell oder dunkel?«

»Hell, ja hell, glaub ich.«

Erinnerte sie sich wirklich, oder war's nur gut geraten?

Die Orientierungsmühe stand ihr deutlich ins Gesicht geschrieben, als sie Ellen gegenüberstand, das verzögerte Erkennen in ihrem Lächeln.

»Ach, da ist sie ja«, sagte sie und küsste Ellen auf Wangen und Mund (übertrieben gespitzt die Lippen, damit sie auch träfen).

Zu dritt saßen wir um den wackeligen Gartentisch. Wir hatten Pfirsiche mitgebracht, die ich in mundgerechte Würfel schnitt. Mutter aß sie mit großem Behagen, schloss die Augen, wenn ich sie fütterte, genoss das feuchte weiche Fruchtfleisch. Zwischendurch schaute sie mich immer wieder an, anders als sonst, mit einem Suchen im Blick. Keine Frage: Sie wusste nicht, wer ich war. Wie immer neckte ich sie damit, nannte alle möglichen Namen von Verwandten und Freunden, darunter auch den eigenen.

»Nein, der Michael bist du nicht«, stellte Mutter fest und lachte wie jemand, der eine Finte durchschaut.

»Der Michael. Kennen Sie ihn? Nach dem drehen alle Weiber die Hälse um«, klärte sie Ellen auf, mit hochgezogenen Brauen.

»Das kann ich dir aber sagen.«

In der Art redete Mutter weiter auf Ellen ein. Dabei glitt immer wieder ihr Blick über mich, ein Blick, der suchte.

Ich war mir ziemlich sicher, dass sie tatsächlich nicht wusste, mit welchem ihrer beiden Söhne sie es gerade zu tun hatte. Doch zugleich, in einem Spottwinkel ihres Mundes, glaubte ich die Taktik von ehemals zu erkennen, vor Frauen (unseren Freundinnen oder auch nicht) mit dem grandiosen Liebesleben ihrer Söhne zu renommieren. Ob sie damit für uns werben wollte oder den Frauen eins auswischen oder am Ende sogar uns – das hatte ich nie herausbekommen. Es war wohl immer etwas von allem dabei gewesen, kam es mir heute vor, und ähnlich gespalten war auch meine Reaktion darauf gewesen früher, eine Mischung aus Peinlichkeit und bübischem Vergnügen.

Im Übermut unserer guten Laune zu dritt fragte ich Mutter, mit gespielter ernster Miene, wer ich denn nun wirklich sei. Sie schaute mich an. Lange. Der Blick blieb trüb. Kein klärendes Licht in ihren Augen. Sie senkte sie auf ihre Hände, und damit fiel auch das Lächeln von ihr ab. Um die traurig verschleierte Augen, den blöde hängenden Mund malte sich Verzweiflung ab. Der Ernst, eben noch gemimt, fasste mich an und füllte mich aus mit einem Schmerz, wie schon lange nicht mehr im Zusammensein mit Mutter. Ein Augenblick des Abschieds.

Und sie öffnete den Mund, leicht, sagte etwas, unhörbar, so leise, wiederholte es, einen ganzen Satz, kaum mehr als Atem. Sie sprach zu sich selbst, nein. Sie sang. Die Zeile eines Kinderliedes war es, mühsam nur zu entziffern, obwohl ich mich nah zu ihr hinbeugte, dieses »Es geht ein kleiner Bär herum, Bi, Ba, Bär herum«.

Sie sang es ganz für sich, und die ganze Verzweiflung eines Menschen lag dabei in ihrem Gesicht. Es war ein deutliches Absondern in ihrem Singen, ein Herausgleiten aus den Überforderungen der Welt, ihrer quälenden Undurchschaubarkeit, ein Rückzug auf das letzte Selbst, ein Brummeln nach innen, für sich allein: die Worte eines Lieds der Kindheit.

So fern war Mutter mir noch nie gewesen. So weit hatte sie sich niemals aus unserer Beziehung herausbegeben. Es war mit Augen zu sehen, wie sie sich löste in andere Zonen – und ich musste sie gehen lassen. Gerade war etwas zerfallen zwischen uns. Da du, hier ich, keine Brücke mehr dazwischen. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass dieses Absinken ins letzte Selbstgemurmelt seine Logik hatte. Es war hinzunehmen wie das Leben, wie der Tod.

Das, was ich von Mutter in diesem wahren Augenblick wissen wollte, fiel mir schwer auszusprechen. Ich wollte sie jetzt nicht noch mehr beunruhigen. Aber ich musste es tun. Ich fragte sie – andere Worte fand ich nicht –, ob sie an ihren Tod denke.

»Nein!« Das kam spontan, ohne zu überlegen, und bestimmt. Nein. Daran denke sie nicht. Ich nahm es ihr ab. Tod, das Sterben ging über ihr Begreifen. Auch ihre innere Unruhe war weniger spürbar, das Knibbeln an der Haut um die Fingernägel ausgestanden. Schon beim letzten Besuch hatte ich mich gewundert, wie still mittlerweile ihre Hände lagen, im Schoß, auf den Hosenbeinen. Brav sah sie geradezu aus in dieser Haltung, wie ein gut erzogenes Kind. Natürlich wurden die alten Menschen hier im Heim ruhiggestellt mit Medikamenten, damit ihre Pflege leichter fiel. Ein Stillstellen von Leben, ein Dämpfen und Abblenden der aus dem Körper steigenden Angst, solange das Leben weitergehen wollte. Das Ausgleichen dieser Energie überließ man den Alten hier nicht mehr selbst. Ob sie dazu nicht mehr in der Lage waren? Vor einer Antwort wich ich aus.

Mit Behagen rauchte Mutter bereits ihre zweite Zigarette, die sie heute in ihrer Handtasche fand. Es fiel ihr auf, dass sie alleine rauchte.

Ob sie denn auf Lunge rauche, wollte Ellen wissen.

»Na und ob!« Mutter machte es ihr sofort vor. Schluckte den Rauch besonders tief runter und ließ ihn langsam aus der Nase zurückweichen, mit zusammengepressten Lippen, ganz konzentriert, dass es auch klappte. Stolz auf ihre Fertigkeit ließ sie sich von uns bewundern und loben, mit der Artigkeit eines Kindes wieder, das sich Aufmerksamkeit und Wohlwollen sichern wollte. Ging das auf den Drill des Heims zurück, das, wie mir klar ge-

worden war, nach den derben Mechanismen jeder Schule funktionierte? Klug jedenfalls passten sich die Alten an, um durchzukommen: das Personal bei Laune zu halten, Strafen und Liebesentzug zu entgehen, so wie wir es seit den Tagen des Kindergartens gelernt haben und seither immer wieder. Und vielleicht, spekulierte ich weiter, vielleicht war es ja nicht nur bloßer Drill. Wie, wenn dieser Bravheit während unseres gesamten Lebens die innere Wahrheit vom Menschen zugrunde läge? Wenn wir alle am Ende, als sozialisierte Tiere, geborene Schüler wären, sogar »Streber«? Müsste andernfalls die Stimmung dieser Alten beim Gehen nicht eher eine grenzenlose Wurstigkeit sein, ein herzliches »Nun rutscht mir doch alle gefälligst den Buckel runter«? Ich hegte meinen Zweifel daran seit den Besuchen hier im Altenheim. An ein Aufbegehren in Wut, an rücksichtslose Anarchie bei den Greisen glaubte ich jetzt nicht mehr. Das waren, so der gewonnene Eindruck, unbedachte Wunschprojektionen der Jüngeren auf ihr eigenes Alter hin. Mochten sie nicht sehen, dass ihnen im Alter jede Kraft zur Revolte fehlte, jeder Antrieb auch?

Wem sollten sie sich denn noch widersetzen?

Nur bei einem lohnte es sich: dem Tod. Doch der spottete jeder Anstrengung.

17.

Bei meinem ersten Besuch aus der Pfalz konnte mir niemand im Heim sagen, wo Mutter steckte. Sie war also wieder unterwegs. Alle drei Stockwerke suchte ich ab, ehe ich sie irgendwo auf einem Hocker sitzen sah. Sie stand

gerade auf und wollte weiterziehen auf ihrer Bahn. Ich trat ihr in den Weg, ohne ein Lächeln noch sonst ein Zeichen. Sie ging weiter, auf mich zu, wackelig, den quadratischen Handtaschenkoffer (so klein wie ein Spielzeug) von sich weggehalten, mit entgeistertem Gesicht.

»Wer sind Sie?« Sie starrte mich von unten an. »Ich kenne Sie nicht.«

»Aha, Sie kennen mich nicht?« Mein Gesicht blieb unbewegt.

»Oder bist du es?«

Es war, als glühte weit hinten ein Funke auf im finsternen Verließ ihrer Gedanken, erhellte sie, ganz langsam, ein Glimmen eher. Das »Du« bedeutete nicht, dass sie wusste, wer ich war. Erst durch längeres Nahesein erwärmten sich ihre Leitungen wieder genügend, dass sie mich wahrnahm als die zweite vertraute Person neben dem Bruder. Auf meinen Namen kam sie nicht. Ich zählte ihr mehrere auf. Sie schüttelte den Kopf. Beim richtigen nickte sie zwar, war sich aber nicht sicher.

Über dem Park lag der Herbst. Die Rosenblüten zerzaust, von den Winden eines Sommers. Die Ranken verloren ihr Grün. Die Bezeichnung der Farben hatte Mutter noch alle parat.

Direkt nach dem Mittagessen war sie auf ihre Wanderschaft gegangen. Was es denn gegeben habe, wollte ich wissen.

»Zuerst so eine Kartoffelsuppe.«

»Und dann?«

»Und dann ... so ein ... weiß ich nicht mehr.«

»Überleg doch mal: Was gab's nach der Kartoffelsuppe?«

»Da gab's ... Kartoffelsuppe!«

Schlecht stand es heute auch um ihre eigenen Erinnerungen. Mit meiner Frage nach dem »Jüngelchen«, dem

»Kleinen«, dem Hund konnte sie nichts mehr anfangen. Erloschen und verglimmt diese letzte Liebe.

Jetzt konnte ich es wagen.

»Und Doktor G.?«

»Wer ist denn das? Das hab ich ganz vergessen. Leider. Aber der hat mich ja auch vergessen.«

Nun war also auch dieses Band gerissen. Endlich! Spontan fiel mir ein Stein vom Herzen. Wie war Mutter uns Jungen mit diesem Namen auf die Nerven gegangen, der ständig durch unsere armselige Miltenberger Behausung geisterte, mal drohend, meist schwärmerisch beschworen. Auf ihre hohe Wertschätzung für eine Person von »früher«, die uns nichts anging, waren wir zunächst eine Weile eifersüchtig, ehe wir völlig abstumpften und bei diesem Namen nur noch die Augen verdrehten. Später dann, als ich in der Schule begreifen lernte, wer hinter diesem lästigen Hausgeist der Kindheit steckte, hat es um den Reichspropagandaminister Joseph Goebbels die heftigsten Zerwürfnisse zwischen uns beiden gegeben, Mutter und mir, an deren Heftigkeit ich auch in diesem Augenblick noch mit Schrecken zurückdachte. Ein Glück, dass das nun überwunden war, in jedem Sinn. Doch ungetrübt blieb meine Erleichterung nicht. Wenn jetzt sogar der magische Klang des »Doktor G.« in Mutter verklungen war, immer eine Art Selbstermutigungsfetisch für sie – was blieb dann noch übrig von ihr als Person?

Hätte ich den Namen, mit dem ich so lange hinter dem Berg gehalten hatte vor ihr, doch nicht nennen sollen? Mutter tippelte schweigend neben mir her. Es ging etwas vor in ihrem Kopf. Plötzlich erinnerte sie sich, dass dieser Mann in Berlin gelebt hatte und dass sie beide einander sehr gemocht hatten. Wie hätte er immer lachen müssen über ihr Lachen! Aber jetzt sei er tot.

Sie musste auf die Toilette, fand nicht zurück vom Park ins Zimmer. Ich zog ihr die Hose runter, die Unterhose, das erste und einzige Mal in meinem Leben. Mutter ohne jede Scham, in Sorge nur (und mit dem Eifer eines Kindes), dass nichts passierte. Sie setzte sich auf die Brille, benutzte Toilettenpapier, reichlich, zog sich die Hosen selbst wieder hoch, sehr umständlich und unendlich langsam, aber Hilfe brauchte sie kaum. Sogar die Hände wusch sie sich. Währenddessen pinkelte ich selbst und zog dann erst ab, für die ganze Familie, zitierte – Ehrensache – »Inter faeces et urinam nascimur«. Ob sie es noch lange allein schaffte? Dann kämen die Windeln.

Angestrengt ihr Gesicht heute, besonders in der ersten Stunde, tiefe Kerben zwischen den Augen. Sie hatte offenbar Mühe, mich zu verstehen. Ihr fehlten die Worte. Das Wort »bald« zum Beispiel.

»Wann kommst du denn wieder?«, fragte sie unentwegt, und ich antwortete immer wieder »Bald!«. Ernst, mit krauser Stirn schaute sie mich an dabei, bis ich begriff, dass ihr das Wort nichts mehr sagte. Sobald ich es ersetzte, kehrte Ruhe in ihre Züge, für eine Weile jedenfalls.

Am wenigsten in ihrem Gesicht hatte sich die Nase verändert. Das war mir auch bei anderen sehr alten Menschen schon aufgefallen. Während die künstlichen Gebisse die Münder und die gesamte untere Gesichtshälfte oft bis zur Unkenntlichkeit umprägen, behauptet die Nase ihre Form bis zuletzt. Auch bei Mutter. Deshalb foppte ich sie mit ihrer kräftigen Nase.

»Dein rheinischer Knubbel wird ja immer länger«, sagte ich und kniff ihr leicht dabei in die Nase. Sie lachte, war aber ein wenig irritiert von der körperlichen Berührung, etwa so, wie wenn ein Pfleger ihr die Ohren ausputzte oder die Haare wusch. Ich merkte, dass Mutter nur noch

an solche pflegerischen, also eher lieblosen Handreichungen gewöhnt war, die von fremder Hand immer auch eine kleine Intimverletzung bedeuten. Eine Berührung, die zärtlich war und nur das, konnte sie kaum noch annehmen.

»Das kommt von deinem vielen Lügen«, sagte ich, »wie bei Pinocchio. Dem wächst auch die Nase immer weiter, weil er so viel lügt.«

Mutter kicherte, ein bisschen abwehrend, ein bisschen auch geschmeichelt.

»Nein, ich lüg doch gar nicht mehr. Was erzählst du denn da für Sachen?!«, verteidigte sie sich und amüsierte sich zugleich über meine Unterstellung.

Ein paar Mal wiederholte ich den Scherz, weil es ihr gefiel, wie ich ihr dabei in die Nase zwickte.

»Nicht«, sagte sie jedes Mal, kniff die Augen zu, wenn ich sie so berührte, und lachte lauthals.

Heute blieb ich länger als üblich. Es war zu spüren, wie Mutters Gedankeneis auftaute, sich im Gespräch verflüsigte und allmählich wieder klarere Vorstellungen sich in ihr lösten. So klagte sie darüber, dass es mit ihrem Kopf nichts mehr sei. Sie wisse das ganz genau, und das sei schrecklich.

Ob sie denn nicht doch noch Spaß am Leben finde, fragte ich.

»Wenn ich nicht mehr leben will, dann stirbt man auch bald«, wick sie mir aus. Ihre Stimme so neutral, als hätte es nichts mit ihr zu tun.

»Willst du denn sterben?«

»Nee. Du?«

»Hast du Angst vor dem Tod?«

»Nein, eigentlich nicht.« Das kam unverstellt, ohne ihre Posen sonst.

»Und Gott? Früher hast du doch manchmal an den lieben Gott geglaubt, ein bisschen jedenfalls.«

»Nein.« Schmale Lippen. Sehr entschieden. Nein, an Gott glaube sie nicht. Es konnte scheinen, als hätte sie darüber nachgedacht in der letzten Zeit. Die Eindeutigkeit ihrer Absage überraschte mich. So ohne Allüren, so konzentriert bei der Sache kannte ich sie kaum. Zeit ihres Lebens war sie in Unterhaltungen (bis auf glückliche Ausnahmen) außer sich gewesen, war es ihr immer eher um die Wirkung ihrer Worte gegangen. Andere Menschen großsprecherisch zu beeindrucken, ja zu blenden, sie einzuschüchtern, wenn nötig auch zu attackieren und zu verletzen – so hatte ich sie erlebt. In diesen Minuten jetzt klang sie kein bisschen verwirrt. Ich nahm diese Aussagen für ihre Wahrheit.

Lag es vielleicht daran, dass sie heute in einer depressiven Stimmung war? Immer wieder drohte sie damit, dass sie abhauen wollte von hier, weg. Sie wolle wieder zu Hause Klavier spielen. Empfindlich war sie auch dafür, wie unsere Zeit an diesem Nachmittag verrann, zu Ende ging, dass wir uns irgendwann doch trennen mussten. Sie jammerte, dass ich so weit weg von ihr wohne und sie jetzt gleich wieder so alleine sei. Wenn ich ginge, dann müsse sie weinen, »und wie!«. Als wollte sie es mir beweisen, fing sie schon in der letzten halben Stunde unseres Zusammenseins damit an. Beim Abschied war sie ganz und gar in Tränen aufgelöst, das Gesicht hochrot verquollen. So hatte sie noch bei keinem Abschied geweint.

Doch andererseits hatte die Niedergeschlagenheit des heutigen Tags wieder ihre Wahrnehmungen geschärft und den Geist aufgeweckt im Gewölk ihres Kopfes und ihr Einsichten geschenkt, wie mir auch.

18.

Früh war heuer der Herbst gekommen. Es dauerte seine Zeit, bis sich vormittags über Frankfurt der Nebel lichte-
te und die Hochhäuser freigab, allen voran die elegante
Nadel am Revers des Himmels, den Messeturm in ver-
silbertem Rosa.

Auch hier, auf dem Weg zu Mutters Pflegeheim, durch
den Kurpark, lag mir der voreilige Herbst zu Füßen.
Kastanien über Kastanien, die glänzenden Früchte so
groß, wie ich sie selten gesehen hatte. Ich hob drei
schöne Exemplare auf, polierte sie im Gehen am Hosen-
bein nach, weil sie dann länger ihren Glanz behalten.
Ob Mutter damit noch etwas anfangen konnte? Der rote
Sand der Tennisplätze vor dem Stift lag aufgequollen,
schon allein gelassen. Die Damen vom Hardwald, dem
Nobelviertel der Stadt, mussten bereits in der Halle Pfunde
machen. Und das Hochzeitspaar, das sich am Arm fest-
hielt, um einander nicht in der Weite der Wiese zu ver-
lieren, schaute mit einem so todernsten Gesicht auf den
Fotografen, solange der am Stativ herumschraubte. Bis
endlich die Blitzsekunde da wäre, um Glück zu zeigen,
Liebe ...

Als ich die Auffahrt hochkam, hatte ich Mutter sofort
im Blick. Sie saß allein zwischen leeren Stühlen vor dem
Eingang, trotz der kühlen Witterung, schaute in meine
Richtung, mit offenem Mund. Die Hände am Henkel
ihrer Tasche auf den Knien, den backsteingroßen braunen
Würfel, ihren festen Begleiter. In der verdrehten Haltung
der Arme sah ich einen letzten Anschein von Beschäfti-

gung, von Wichtigkeit vielleicht auch, ein Stück persönlichen Besitz zu halten, für den man noch verantwortlich war. Bisher hatte ich diese Tasche, in der sich so gut wie nichts befand, nur lächerlich gefunden, das Imponiergehabe eines Kindes. Jetzt, aus größerer Ferne, erkannte ich, wie notwendig die Tasche war. Wenn sie auch noch die vergäße ...

Von Weitem schon gab ich ihr Zeichen, auch um Mutters Sehfähigkeit zu prüfen. (Brillen trug sie seit Längerem nicht mehr.) Sie nahm mein Winken erstaunlich früh wahr, zog ihr Gesicht in ein Lachen. Dies Lachen fragte nicht, es wusste Bescheid: »Du bist es.« Im Körper selbst keine Bewegung. Als ich mich neben sie setzte, zeigte sie Sorge, dass mein Stuhl noch nass sei von dem kleinen Regen vorhin. Ihren habe sie schön abgewischt. Mutters von der Gicht verbogene Hand in meiner. Warm war sie.

Vor uns auf dem Platz, wo sonst die Autos wendeten, waren Tische aufgestellt, darauf Bücher, ungeordnet noch, Kleider, allerlei alter Krepel: Flohmarkt im Altersheim. Ja, richtig. Es war Feiertag heute, ein nationaler sogar, mehr noch: von nationaler Einheit. Gar nicht schlecht, wenn er überall im Land genutzt würde, um auszurümpeln, von Grund auf.

Um die Tische jüngere Leute, ein paar Kinder, Hunde. Leben, das hier mehr als fremd wirkte. An den Armen des Heimleiters hingen zwei Buben und machten sich schwer. Jetzt sah der Mann noch jünger aus als sonst, in seiner Rolle als väterlicher Herkules. Wir wechselten ein paar Worte. Das Stift wolle sich von überflüssigen Dingen trennen, von Büchern vor allem. Wer lese denn hier noch bei ihnen? Mutter hielt sich als Einzige von den Alten draußen auf, zehn Schritte von der Gelenkigkeit der Jungen entfernt, ohne jeden Kontakt dazu.

»Die machen da irgendwas«, klärte sie mich auf, als wir an ihnen vorbei unsere Runde durch den Park antraten, Mutter wie stets an meinem Arm, das Gehen noch mal wieder mühsamer geworden. Am Ende des Wegs, bevor die herbstfeuchte Wiese anfing, bückte ein Alter sich nach Nüssen. Mutter drehte sich in kleinsten Schrittchen halb um die eigene Achse. Mit ruckhaften Bewegungen wie eine mechanische Puppe, den Arm mit dem Taschenwürfel von sich weggestreckt, um im Gleichgewicht zu bleiben, stellte sie sich für den Rückweg auf.

Heute war sie wach und hell. Sie hatte nicht nur mich ohne Zögern identifiziert, sie fragte auch, ob ich schon beim Bruder gewesen sei (mal hieß er W., mal Josef). Groß ihre Angst, dass ich bald wieder gehe und sie dann ganz allein wäre. Die Tatsache meines Abschieds irgendwann wieder bildete das Hauptthema unseres Gesprächs. Wie lieb von mir, dass ich gekommen sei. Aber dass ich ja gleich doch wieder gehe.

»Was meinst du, wie ich dann weinen werde.« Ihr Mund verzog sich im Schmerz, die Augen wurden feucht.

»Aber jetzt bin ich doch erst mal hier.«

»Du bist doch nicht hier. Du gehst doch wieder«, folgte sie mit tieftrauriger Logik. Immerhin, da war ein Gefühl von Zeit, von Jetzt, auch von Zukunft. Ich freute mich darüber, vielleicht auch, um die Trauer ihrer Einsamkeit – das Alleinsein eines alten Menschen – nicht zu nahe an mich herankommen lassen zu müssen.

Wir waren kaum fünfzig Meter weit gegangen, Schritt für Schritt, als sie sich schon wieder hinsetzen wollte, auf die Bank vor dem Ententeich.

»Welche Farbe haben die Fische dort? Kannst du sie erkennen?« »Rot.«

»Und die grauen dort? Siehst du die auch?«

»Natürlich sehe ich die. Hältst du mich denn für ...?«

Immer mehr Wörter waren ihr entfallen. Unser Gespräch verengte sich zusehends, von Besuch zu Besuch, ohne dass es uns aber bei unserer Verständigung wesentlich behindert hätte. Die Kastanie, die ich ihr hinhielt, streichelte sie vorsichtig. Sie fand sie (mit Anflug von Begeisterung) »schön«.

»Ach ja, Kastanie.«

»Kann man sie essen?«

»Nein!« (Sehr emphatisch.)

Mutter sang. »Oh wär ich niemals doch geboren, / all meine Freude ist dahin. / Wär, ach wär ich nie geboren, / es tut mir weh, dass ich auf Erden bin.«

»Ja, das singe ich oft«, sagte Mutter. Ob sie den Sinn der Worte ahnte? Ich hatte eher den Eindruck, dass es ihr mehr ums Singen ging. Für ihre klare Stimme lobte ich sie.

Sofort sang sie das Lied noch einmal, ganz konzentriert und auf schönes Singen bedacht. Die Sopranlage klang jetzt beim zweiten Mal auch deutlich reiner. Als sie mit der letzten Zeile in den Alt hinabwechseln musste, zerbröselte sich ihr Sang in einzelne Silben. Und, einmal im Schwung, fiel ihr ein weiteres Lied ein.

»Was kann der Sigismund dafür, dass er so schön ist, was kann der Sigismund dafür, dass man ihn liebt?« Mehr Text wusste sie nicht, und auch ich konnte nicht helfen. So summten wir diesen Schlager ihrer Jugend im Duett zu Ende.

Ziemlich tief und pietätlos lärmig angesichts unseres nationalen Einheitsfeiertags brettete ein Flugzeug über uns hinweg, unsichtbar im wolkendichten Himmel.

Mutter duckte sich, es drückte ihr die Augen zusammen.

»Das ist ja schrecklich, was die da machen. Wenn ich das höre, muss ich immer an früher denken, da oben.«

Natürlich, immer wieder. Der Krieg, die Bombennächte in Berlin. Oft genug hatten wir Kinder uns das von ihr anhören müssen. Dennoch fragte ich nach, was sie denn meine.

Mutter dachte nach. »Da kamen sie morgens um fünf und haben uns gewarnt.«

Diese Version kannte ich nicht aus ihren Erzählungen. Brach da etwas lange Verschüttetes auf, oder setzte sie jetzt nur die feindlichen Bombenflugzeuge und die eigenen Soldaten der Flak-Abwehr in eins? Eine Antwort darauf gab es nicht. Mehr war ihr nicht an Worten geblieben, um den Schrecken des Krieges zu beschreiben, den sie heute immer noch, nach bald fünfzig Jahren, spürte. Das Gespräch brach ab.

»Und wann gehst du wieder?« Mutter schaute hoch, mit den trüben Augen der Sorge.

»Aber jetzt bin ich doch hier, und ich komme ja auch bald wieder, in einer Woche«, versicherte ich ihr immer wieder.

»Ja?«, sagte sie dann, und ihr Leid schlug um in Freude. »Ja?« Pause. »Aber erst gehst du ja wieder.« Und die Niedergeschlagenheit hatte sie erneut.

Es war Zeit zum Mittagessen. Im Aufzug, unvermittelt, ihr Wunsch, bald unter der Erde zu sein.

»Jetzt isst du erst mal schön«, versuchte ich sie abzulenken, traf aber einen wunden Punkt.

»Ich habe keinen Hunger!«, zeterte Mutter, so heftig wie lange nicht mehr. Jetzt begriff ich, dass die bevorstehende Mahlzeit ihr den Todeswunsch eingab. Warum? Hungrig war sie doch bestimmt wieder wie ein Löwe.

Widerwille in ihrem Gesicht, Abwehr, Angst. Unansprechbar.

Auf dem Gang sträubte sie sich weiterzugehen, ich musste sie drücken und ziehen. Sie habe sowieso keinen Hunger, und diese ganzen Leute dort, jammerte sie. Ich lockte, drohte, schob. Sie war verzweifelt.

Wir sahen den Tisch vor uns, um den die anderen bereits aufgereiht saßen. Mutter klammerte sich an der Gehstange fest, die neuerdings an der Wand der Flure angebracht war, stemmte sich dagegen, mit zerrissenem Gesicht.

»Was soll ich denn bei denen da?«

Angst – die schiere Angst vor den anderen. Ich drängte sie gegen heftigen Widerstand in ihren Stuhl, außen an der Ecke. Die Stimmung, die uns entgegenschlug: Ablehnung, Kälte, Feindseligkeit. Mein freundlich lautes »Guten Tag!« blieb unerwidert.

Acht oder neun Frauen, alle mit dem gleichen stumpfweißgrauen Haar. An einem Nebentisch kaum eine Handvoll Männer. Mutter ein Fremdkörper, ganz am Rand. Ich nahm an der Frontlinie zwischen den Geschlechtern Platz, schaute aufmunternd-freundlich in die Runde. Mutter starrte vor sich hin, die Hände verkrampft auf dem Taschenbügel, der Mund schmal vor Qual. Kein Wort an beiden Tischen. Jeder der Alten für sich. Schweigen. Man wartete auf den Wagen mit den Establetts. Die Frauen, die ich von meinem Stuhl aus besser beobachten konnte, blickten auf das Tischsegment vor sich, geradeaus und keinen Zentimeter über das eigene Besteck hinaus in fremdes, feindliches Gelände. Nur in zwei oder drei Gesichtern vermutete ich Lebendigkeit und Anteilnahme. Sonst Schweigen in böser Dumpfheit.

»Heute ist Freitag, der zweite. Der zweite Oktober!«, sagte eine Frau am anderen Ende. Ihre feste Stimme dröhnte geradezu über den Tisch hinweg, so mausestill war es hier.

Ich überlegte schon, ob ich den Irrtum geraderücken sollte, ließ es aber lieber doch. Einige der Frauen beäugten mich Fremdling sowieso schon, mit Blicken von unten.

»Das ist ihr Sohn!« hörte ich ein paar Mal flüstern, laut genug für diese Stille.

Endlich – eine Erlösung – rollte das Essen an.

»Heute ist Freitag, der zweite, der zweite Oktober!«, wiederholte die Stimme hinten, eine Spur lauter. Die junge Pflegerin, die die Tablett verteilete, hatte sofort begriffen.

»Ach herrje«, rief sie, ohne auf die Alte einzugehen, sprang zum Kalender, riss das Blatt ab, holte das nächste Essen vom Wagen und stellte es vor einen der Männer hin.

»Heute ist der dritte Oktober!« Markant deklamierte die Frau hinten das korrigierte Datum, weder lauter noch leiser als eben, aber doch hörbar mit triumphierendem Unterton. Ich begann zu ahnen, mit welchen Tricks die Alten ihre Pfleger hier auf Trab brachten (oder ihnen die Hölle heiß machten) und war heilfroh, eben meinen Mund gehalten zu haben.

Mutter: »Was sollen wir hier noch? Komm, lass uns gehen!«

Sie hob ihre Tasche hoch, wollte den Stuhl nach hinten rücken. Ich deckte ihr Tablett ab, ordnete die Teller, schob Kaffee und Kuchen beiseite, dass sie besser an das Hauptgericht kam, eine Graupensuppe mit Fleisch-einlage.

Ekel um Mutters Mund, Auflehnung ihres Körpers. »Dann iss du das doch wenigstens«, nörgelte sie und wollte mir den Teller hinschieben.

Streng hielt ich sie jetzt zum Essen an. Sofort schielten einige Augenpaare auf uns, ich hörte das Zischeln wieder:

»Das ist ihr Sohn.«. Eine Frau, weit entfernt, hing schon über dem Teller. »Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht«, sprach sie auf ihren Löffel, ohne den Kopf nach mir zu wenden.

Die erste Löffelspitze an Mutters Lippen – die entscheidende Sekunde. Mir war es mulmig wegen der gespannten Ruhe am Tisch. Ein falsches Wort ... Doch Mutters gemartertes Gesicht löste sich, wurde gierig. Der erste Löffel. Und es schmeckte ihr. Ich konnte durchatmen. Löffel für Löffel verschwand in ihrem Mund.

»Na, schmeckt's dir?«

Sie nickte stumm, mit großen zustimmenden Augen, hatte keine Zeit, ein Wort zu verlieren, schob die randvollen Löffel hinein. Auch die Bluse kam nicht zu kurz. Schnell aß sie und reichlich. Nochmals ein schwacher Versuch von ihr, mir den Kuchen anzubieten. Doch rasch war auch der im Magen verschwunden, samt der Tasse Kaffee.

Der letzte Bissen geschluckt. Ein Blick aufs Tablett, unter den Suppenteller, ob da noch etwas läge – und sofort wollte Mutter gehen. Ich hob ihr den Stuhl weg, hielt sie am Arm. Aufstehen und Niedersitzen gingen mühsam, mühsamer als sonst. Ohne ein Wort, ein Nicken, ein Zurückschauen drehte sie ab. Auf meinen Abschiedsgruß vom Tisch antwortete wieder ein lautes Schweigen.

Mittlerweile waren draußen die Stände des Basars alle aufgebaut. Ein Grill kokelte vor sich hin, unvermeidbar geworden bei deutscher Geselligkeit unter freiem Himmel.

Mutter blieb stehen, fragte halb im Scherz, ob sie auch so eine Wurst haben könne. Sie war nicht nur bester Laune, sie nahm auch am Leben der Menschen teil, lock-

te mit Hieben aufs Knie den schwarzen Cocker heran, tätschelte ihm die Schnauze, das glatte Fell, schäkerte in merkwürdigen Verkleinerungsformen mit den Kindern. Die hielten Abstand. Über die langen Zeilen der Bücher beugten sich Gäste, hoben ein Kleidungsstück hoch, hielten es an sich oder ihre Begleitung. Dazwischen, wie Bewohner eines anderen Erdteils, ein paar der einheimischen Alten, wenige nur, kamen vom Essen, vollkommen fremde, krumme Zeichen, geisterten an den Ständen vorbei, mit leerem Blick, die Frauen mit dicken Wollstrümpfen an den ausgezehrten Beinen, die Buckel traten aus ihren farblosen Wintermänteln heraus. Sie schauten sich um, wozu das hier gut sein mochte. Das alles ging sie nichts mehr an. Sie waren draußen, die Einheimischen. Nomadenhafte Einsamkeit, auch untereinander. Diese leere Luft um sie, diese Kälte, berührungsfeindlich, beeindruckte mich.

Unterdessen saßen wir beide wieder auf unserer Bank am Entenweiher. Ich kramte in Mutters Tasche herum, sie zeigte sich beunruhigt, als fürchtete sie um ihren Besitz. Benutzte Papierservietten, zerknüllte Taschentücher, Zuckertütchen, feucht allesamt und klebrig. Es roch nach Erbrochenem. Zwei Hände voll Unrat nahm ich raus, bis unten noch eine zerbrochene Zigarette zutage kam.

»Was machst du denn da?«, fragte Mutter dringlich, mit steigender Ungeduld, bis sie ihre Tasche wiederhatte und ganz für sich auf den Knien halten konnte.

Von der anderen Seite des Teichs kam mit ihrem beschwingt-jugendlichen Schritt die ehemalige Balletttänzerin heran, warf ihren kessen Pagenschnitt affektiert nach hinten. Strahlend wie immer tänzelte sie auf uns zu, mit flatternden Händen, auch sie völlig verwirrt, obwohl

sie sicher erst Anfang siebzig war. Vom Typ her passte sie gut zu Mutter, und die beiden Frauen hatten sich bisher auch immer in der ihnen eigenen theaterhaften Herzlichkeit begrüßt und geherzt und geküsst.

Plötzlich, schon nah bei uns, ließ die Tänzerin die winkende Hand herunterfallen, das breite Lachen fror ein. Mutter ihrerseits schaute angestrengt beiseite, ja sie drehte sich weg, mit bitterer Miene.

»Ich will euch auch gar nicht stören«, trällerte die andere und huschte zierlich an uns vorbei. Nur an mich gewandt, sagte sie: »Sie will ja nicht mehr!« Und schwebte von dannen, blieb aber noch mal stehen, kehrte um, nahm Mutter ins Visier.

»Mach deinen Mund zu!«, fauchte sie. Mutter reagierte nicht, blieb sitzen, verspannt. Da trat die andere noch näher an sie heran, blitzte ihr in die Augen, voller Hass, hob ihr das Kinn hoch.

»Guck, wie sie sich ärgert!«, triumphierte sie, da war kein Lachen mehr, warf sich das Pagenhaar aus der Stirn und war leichtfüßig davon.

»Du ärgerst dich auch«, rief Mutter ihr nach, voller Zorn. »Die schlimme Grete wollte sich nämlich anschmuseln bei mir.«

Wie mochte dieser Hass entstanden sein zwischen den beiden alten Frauen? Weil sie einander so ähnlich waren, zu ähnlich? Gern wäre ich ihnen auf die Schliche gekommen, und ich bedauerte es sehr, dass ich nichts mehr darüber erfahren konnte, nie mehr. Von beiden nicht. So viel Bosheit, so viel Temperament, so reichlich bloß liegendes Gefühl – Gott sei Dank! Die Alten waren also doch noch am Leben –

19.

20.

Mittags war Ellen in der Pfalz angekommen. Gleich machten wir uns auf in die Weinberge. Braungelb lag das Land am Weg, unter einem roten Schimmern, seit das Laub gefallen war: die Farben des Herbstes. Wir pflückten uns ein paar von den vergessenen oder für die Spätlese bestimmten Trauben, Münder und Hände waren im Nu klebrig von so viel Süße. Wir konnten uns noch auf eine Bank in die dünne Sonne setzen, aßen in St. Martin Saumagen mit Maronen. Anschließend schauten wir oben wieder einmal in die Kirche hinein, wegen ihrer Kanzel. Diesen erdnah bunten Bauernbarock mochte ich sehr.

Manchmal, in besonderer Laune, zünde ich in Kirchen eine Kerze an. Diesmal ging sie mir sofort wieder aus. Auch beim zweiten Versuch wurde es nichts, ich löschte dabei auch noch die Kerze aus, die meiner das Feuer geben sollte. Hin und her musste ich operieren, Wachs abgießen, die Dochte hochstellen. Es dauerte seine Zeit, bis alle Kerzen wieder brannten und meine endlich auch. Ich erinnere mich nicht, dass mir je so etwas früher passiert wäre. Wir amüsierten uns beide darüber, lachten. Draußen immer noch Helle. Zwischen vier und fünf Uhr mochte es sein.

Den Abend verbrachten wir in der Küche, tranken Wein, den hiesigen Riesling, plauderten, natürlich über Kunst. Ich merkte, dass mir der Alkohol rascher zu Kopf stieg als sonst, und wie immer, wenn ein Druck auf mir lag, trank ich Glas um Glas weg, als wollte ich etwas, dem ich nicht gewachsen war, ungeschehen machen. In mei-

ner angetrunkenen Euphorie setzte ich mich mal kurz an den Schreibtisch und kritzelte die Worte »Heimweh nach Welt« auf einen Zettel.

Früh am Morgen riss mich das Telefon aus dem Schlaf. Schwer vom Wein im Kopf, im Körper, sprang ich hoch, verließ das Bett, hob ab. Der Bruder.

»Mutter ist gestern Nachmittag gestorben.«

Nackt stand ich an der Wand, zitterte.

»Ich rufe zurück.« Mehr schaffte ich nicht.

Impressum

Herausgeber: Rote Katze Verlag, Lübeck
www.rote-katze-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage, Januar 2022

Satz: La Deutsche Vita®
Umschlagfoto: Julia Kadel, unsplash.com
Druck und Bindung: PRINT GROUP Sp. z o.o., Stettin

Buch
20,00 €

ISBN 978-3-9824150-2-4



Michael Zeller lebt als freier Schriftsteller in Wuppertal. Seit seinem literarischem Debüt 1978 hat er ein vielgestaltiges Werk geschaffen: neben seinen acht Romanen zahlreiche Gedicht-, Erzähl- und Essaybände. Zu seinen Auszeichnungen gehören u.a. der Kulturpreis Schlesien, der Von der Heydt-Preis Wuppertal und der Andreas Gryphius-Preis. Zuletzt, im Herbst 2021, erschien von ihm das Ukraine-Buch DIE KASTANIEN VON CHARKIW (bereits übersetzt).

www.michael-zeller.de

»Was alles könnten wir von unseren verrückten Alten lernen!«, findet der Autor Michael Zeller.

In ABHAUEN! erzählt er die letzten zwei Jahre im Leben eines alten Menschen – eines ihm sehr nahen Menschen: der Mutter. Bei diesem bewußten Abschied spürt er den ganz eigenen Verbindungen zwischen allen Eltern und ihren Kindern nach.

Dank Zellers differenzierter Sprache macht die Lektüre von ABHAUEN! durchaus nicht trübsinnig. In ihrer Ehrlichkeit liest sich die Erzählung überraschend leicht und humorvoll.

»Es hat mich selbst gewundert, wie gern ich an dem Manuskript geschrieben habe, sonst hätte ich meine Notizen ruhen lassen. Es war, schreibend, eine Heiterkeit in mir, die sich hoffentlich auch auf einen Leser überträgt.

Poeten lieben das Leben. Und also auch den Tod.“



ISBN 978-3-9824150-2-4

Preis 20,00 €



Rote Katze
VERLAG